

Vergißeinnicht 1931

4 (1931)



Nummer 4

April 1931

49. Jahrgang

Verlagsort Nördlingen

Inhalt des Aprilheftes:

Die Seele jubiliert. Von Angelus Silesius 97 Kreuzträger. Von Schw. Abellina 98 Nach Emmaus 100 Die Silvana-Heilquelle 104 Osteropfer. Von Anna Kayser 110 Ostern! — Gedicht 112 Von der alten Zuluherrlichkeit. V. P. Odo Ripp, RMM. 113	Die Aufgabe der eingeb. Frau in Südafrika 115 Allerlei Vegetarisches aus Süd- afrika. V. einem Mariannhiller Missionsbruder 118 Missionspost. Von Br. Casimir 121 Im Banne der Agil. Von Hermann Skolaster 123
---	---

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslow., Elsaß, Italien:
 Mariannhiller Mission Würzburg, Bleicherring 3
 Postcheckkonto Nürnberg 194
 für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
 Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
 Postcheckkonto Köln 1652
 für Schlesien und Norddeutschland:
 Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
 Postcheckkonto Breslau 15 625
 für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugosl., Rumänien:
 Mariannhiller Mission Linz a. D., Steingasse 23 a
 Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814
 für Schweiz und Liechtenstein:
 Mariannhiller Mission Altdorf, (St. Uri)
 Postcheckkonto Luzern VII 187

Bezugspreis für das Jahr 1931:

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.40
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 3.—
Elsaß	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Tschechoslowakei	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	„ 4.—
Jugoslawien	Dinar 35.—
Ungarn	Pengo 2.80
Rumänien	Lei 92.—

Der Heiland ruft zur Ernte!

Knaben und Jünglinge

vom 14. Lebensjahre an, welche noch die Gymnasialstudien zu absolvieren haben, sich aber auf den hohen Beruf eines Missionspriesters der Mariannhiller vorbereiten wollen, finden Aufnahme im

Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen, bayr.-Schwaben
 Auskunft erteilt der H. P. Direktor des Seminars. Für Schlesien u. Ostpreußen:
Missionshaus v. hl. Herzen Jesu, Langenbielau, Schlesien

Knaben

von 11 Jahren an, welche in die erste Gymnasialklasse eintreten und die Lust und Liebe zum Missionspriesterstand in sich fühlen, wenden sich an
H. P. Direktor des Aloysianums, Lohr am Main,
 der jede erbetene Auskunft gibt.

Knaben

welche als Laienbrudermisionar sich dem Werke Gottes widmen wollen, erhalten nach ihrer Schulentlassung Aufnahme im
Missionshaus St. Joseph, Reimlingen (bayr.-Schwaben)
 Auskunft erteilt H. P. Rektor des Missionshauses.

Ordensnachrichten

In Nr. 1 des Vergißmichnichts wurde von unserem neuerworbenen Missionshaus berichtet. Es sind da einige Unrichtigkeiten unterlaufen, die hiermit richtig gestellt werden sollen. Der Ort selbst heißt Langenbielau, nicht Oberlangenbielau. Auf einer großen deutschen Karte war der erstere Name mitangegeben. Das Haus selber besteht aus dem ehemaligen Wohnhaus und dem Geschäftslagerhaus einer mechanischen Baumwollweberei. Da eine solche Anlage natürlich nur eine sehr entfernte

Ähnlichkeit mit einem Missionshaus hat und insbesondere die Einrichtung für ein letzteres noch fast völlig fehlt, so möchten wir freundlichst bitten, daß die Blicke unserer Gönner sich recht oft nach Langenbielau richten.

Nach Afrika: Auch in diesem Jahr rüsteten sich wieder mehrere Patres und Brüder zur Südafrikafahrt, um in dem neuen Missionsgebiet Verwendung zu finden. Möge Gottes Segen mit allen sein. Wir hoffen bald Näheres unsern freundlichen Lesern mitteilen zu können.

Aus Welt und Kirche

Arbeitslosigkeit, Luxus, Nächstenliebe. Der „Osservatore Romano“ veröffentlichte neulich einen Aufsatz zur sozialen Zeitlage, der von der christlichen Presse Österreichs auszugsweise wiedergegeben wurde. Wir entnehmen ihm folgende Hauptsätze:

„Haben wir Notgemeinschaft? Fühlen wir das Elend der Millionen Arbeitsloser als unsere Not? Reichen wir ihnen die Hand, weil sie allein ihr Kreuz nicht mehr tragen können? Nehmen wir nicht den Mißbrauch, den manche mit der Unterstützung treiben, die kleine Zahl der freiwillig Arbeitslosen als Vorwand, um alle andern links liegen zu lassen? Wissen wir um die geistige Not derer, die sich schämen, öffentliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, die von ihrer sozialen Stellung immer weiter herabsinken? Greifen wir die Verheerung und Erbitterung bei vielen Arbeitslosen, wenn sie den Luxus und die Schlemmerei bei andern sehen? Verstehen wir, daß mancher aus Verzweiflung und seelischer Not, aus Sehnsucht nach ein wenig Freude und Vergessenheit in die Schenke oder ins Kino geht? Fühlen wir die große Not der jugendlichen Arbeitslosen, die auf der Straße liegen? Paulus sagt es uns in seinem Hohenlied der Liebe: Christum ohne Liebe ist Lüge, ist hohle, leere Phrase. Gott läßt sich nicht täuschen. Er fordert von uns diese Liebe, aber die ganze Liebe, die auch die Tat zeigt. Ein lieber Blick — ein gutes Wort schlägt schon Brücken. Liebe findet Wege und Mittel, um zu helfen, zum Beispiel Wärmehallen, billiges Essen, Lektüre für die hungernden Seelen usw. Aber zwei Dinge sind unbedingt nötig: Wer die Liebe hat, kann nicht in Luxus leben, während

der Bruder darbt. Der ist kalt, der glaubt, genau so behaglich leben zu müssen wie früher, der keine Opfer bringen kann.

Wer aber die Liebe hat, bringt es nicht fertig, um der Konjunktur willen einen Arbeiter zu entlassen, mit Menschen zu rechnen wie mit Waren. Er muß wissen, daß der Mensch eine Seele hat, daß er durch Lieblosigkeit zugrunde gehen kann. Das sind bittere Wahrheiten, aber sie müssen gesagt werden. Christ sein ist schwer und erfordert Opfer, aber Opfer schaffen den Frieden der Seele.“

Das familienlose Gesellschaftsideal des Bolschewismus läßt sich, wie die Erfahrungen der 13 Jähr. Sowjetherrschaft in Rußland gezeigt haben, innerhalb absehbarer Zeit im weiten Rahmen des russischen Reiches nicht durchführen. Darum soll es nun im Wege der bereits in anderer Hinsicht sehr bewährten „Zellenbildung“ allmählich der Verwirklichung entgegengeführt werden. Wie der Volkskommissar Lunatscharski kürzlich in der russischen Zeitschrift „Ogonjok“ mitteilte, trägt sich die Sowjetregierung mit der Absicht, demnächst im Ural die erste Zelle des kommunistischen Idealstaates ins Leben zu rufen: eine Stadt, deren Leben ganz nach kommunistischen Grundsätzen gestaltet werden soll.

Die Einwohner der Stadt, die „Magnetogorsk“ heißen soll, werden nur aus Bergwerksarbeitern bestehen. Diese Arbeiter, 50 000 an der Zahl, werden in eigens für sie hergestellten Baracken untergebracht werden; jeder Erwachsene erhält ein Zimmer, die alle nach einheitlichem Schema möbliert werden: 1 Tisch, 2 Stühle, 1 Waschtisch und 1 Ruhebett. Die Kinder der Arbeiter werden bis zu ihrem 16. Lebensjahre in einem staatli-

chen Mhl erzogen werden. Den Eltern wird es gestattet, ihre Kinder in bestimmten, gesetzlich festgesetzten Zeitabständen zu besuchen; sie dürfen jedoch von diesen nicht als „Vater“ und „Mutter“ angesprochen werden. Überhaupt sind die Worte „Vater“ und „Mutter“ in dieser Stadt gesetzlich verboten; an ihre Stelle tritt allgemein die Bezeichnung „Erwachsene“.

Zum Besuch eines Kindes wird den Eltern ein Passierschein folgendes Inhalts ausgestellt werden: „Dem Erwachsenen N. N. wird die Erlaubnis erteilt, das Kind Nr. 25 am . . . im Erziehungs- haus zu besuchen.“

Ein Familienleben wird es in Magnetogorff natürlich überhaupt nicht geben; denn die Familie ist nach bolschewistischer Ideologie nur eine Quelle des Individualismus, eine Brutstätte bürgerlicher Traditionen und kann daher im kommunistischen Idealstaat nicht geduldet werden. Die weiblichen Angehörigen von Magnetogorff haben gegenüber ihren Kindern keinerlei Verpflichtungen; auch von allen Haushaltsorgen sind sie befreit, weil eine Zentralküche für die Verpflegung der ganzen Bevölkerung der Stadt sorgt.

Deutschland. Bezeichnend für die Lage des Katholizismus im protestantischen Norddeutschland sind die Verhältnisse in der Diaspora Pommerns, die kürzlich in der Berliner „Germania“ ausführlich geschildert wurden. In ganz Pommern, wo die Katholiken, wie voriges Jahr von einem Greifswalder Universitätskatheder herab verkündet wurde, „nur geduldet“ sind, gibt es bloß 29 kath. Seelsorgstellen und 35 Priester; der Bereich einer Pfarrei ist durchschnittlich 100 Kilometer groß. Auf Rügen, der größten deutschen Insel, amtiert nur ein einziger ständiger Seelsorger; um den Sonntagsgottesdienst in Bergen zu erreichen, müssen die Katholiken vielfach den ganzen Sonntag vom allerfrühesten Morgen bis zum Spätnachmittag opfern. Der kath. Gottesdienst muß meist in ganz unzureichenden Räumen abgehalten werden, während die großen ehemals katholischen Kirchen an denselben Orten heute nur mehr bei den größten protestantischen Festtagen besser, Sonntags aber sehr spärlich besucht werden. Für den Religionsunterricht stellen sich vielfach den Pfarrern kath. Laien-Wanderlehrer zur Verfügung; die Kinder müssen oft 20 und mehr Kilometer weit zum Religionsunterricht kommen. Ein schweres Problem ist die Seelsorge für die

polnischen Landarbeiter, die sozial äußerst schlecht gestellt sind. Die protestantische Mehrheit betrachtet die Katholiken als eine Arian Sekte; behördliche und andere Schikanen sind häufig. Trotzdem macht der Katholizismus in Pommern Fortschritte.

Vereinigte Staaten von Amerika. In Anwesenheit des Kardinals O'Connell von Boston, dreier Erzbischöfe und von über 20 Bischöfen wurde in Washington an der dortigen katholischen Universität ein Neger-Seminar der Väter vom hl. Joseph eingeweiht. Von je zehn Negern der Vereinigten Staaten ist bisher einer in die großen kath. Zentren des amerikanischen Nordens gewandert; das Vordringen der Schwarzen auf sozialem, wirtschaftlich-finanziellem und geistigem Gebiet ist höchst beachtenswert. Doch ist der kath. Glaube unter den Negern der Vereinigten Staaten nur sehr wenig verbreitet. Von dem neuen Seminar erhofft man sich besondere apostolische Erfolge.

Neue Kirchenbau-Methoden in den Vereinigten Staaten werden nicht nur in Europa, sondern auch in Amerika selbst nicht ganz ohne Widerspruch bleiben. Der Einbau von Kirchen in Wolkenkratzer hat z. B. in New-York bisher in 5 Fällen stattgefunden; 2 weitere Wolkenkratzer-Kirchen werden eben gebaut. Von 18 oder 25 Stockwerken werden drei oder vier für die Kirchen reserviert, die anderen 15 oder 20 als Büroräume vermietet. Da am Sonntag und am Abend die Büros geschlossen sind, können die Gottesdienste oder Zusammenkünfte ohne gegenseitige Störungen stattfinden. Durch die Vermietung der übrigen Teile der Wolkenkratzer haben sich zwei Kirchengemeinden in New-York ein Jahreseinkommen von 14 000 und 30 000 Dollars gesichert.

Der Nachrichtendienst des National Catholic Welfare Council meldet, daß der berüchtigte Ku-Klux-Klan, der, meist gegen Neger, Juden und Katholiken gerichtet, einmal fast das ganze amerikanische Leben terrorisiert hat, kurz vor dem völligen Absterben steht. Während er 1925 noch 8 904 944 Mitglieder zählte, besaß er Mitte 1930 nur mehr 34 694. 1925 dürfte er aus Mitgliedsbeiträgen rund 90 Millionen Dollars, seit 1920 aus dem Verkauf von Titeln an etwa 85 000 Mitglieder rund 10 Millionen Dollars aufgebracht haben.

Zu Ende des Jahres 1930 waren im Kardinalskollegium die Italiener in der Minderheit. Das Kollegium besteht aus

Vergißmichicht

Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission

Nummer 4

April 1931

49. Jahrgang

Die Seele jubiliert über die Auferstehung Jesu Christi

Von Angelus Silesius † 1677

Nun ist dem Feind zerstört seine Macht,
Der Tod ist tot
Und uns das Leben wiedergebracht;
Singet und klingt,
Hüpfet und springt,
Jubiliert,
Unser Jesus triumphiert.

Sein Leiden, Kreuz und alle seine Not
Hat nun ein End',
Und wir stehen wohl mit unserm Gott;
Herrlich und schön
Kann man nun geh'n
Ihm zu Preis
In das off'ne Paradies.

Wie wohl hat er dem Satan abgeseigt,
Der edle Held,
Und uns das Himmelreich erkriegt!
Seid nun erfreut,
Jauchzet und schreit,
Überall
Töne der Trompeten Schall.

Kraft, Ehr' und Preis und Ruhm und
Sei unserm Gott, [Herrlichkeit
Dem süßen Heiland allezeit;
Herzlichen Dank,
Lob und Gesang
Spät und Früh
Sagt ihm mit gebog'nem Knie.

Ach Jesu, hilf, daß ich auch aufersteh'
In deiner Kraft
Und in die ew'ge Freude geh'
Bleibend bei Gott
Sicher fürs Tod
Dich und ihn
Lobe wie ein Seraphin!

Kreuzträger

Von Schwester M. Abellina O.S.Fr.

Vor mir liegt ein Büchlein mit vielen Bildern; klein, aber von unergründlicher Tiefe. „Die Lehre vom Kreuze.“ Wer könnte sie auch ganz erfassen, die Weisheit des Kreuzes! Ein junges Menschenkind geht hinaus auf die Straße des Lebens. Kreuze an beiden Seiten, wohin das Auge blickt, Kreuze auf dem Boden, wohin der Fuß schreitet. Und wie bei diesem jungen Pilger, so wird eines jeden Menschen Weg ein Kreuzweg sein und er selbst ein Kreuzträger. Doch verschieden ist die Art, wie jeder sein Kreuz trägt.

Da kniet einer und wählt. Er glaubt ein kleines, seinen Kräften entsprechendes gefunden zu haben. Doch ach, er bedenkt nicht, daß die selbstgezimmernten Kreuze die drückendsten sind.

Einem anderen dünkt sein Kreuz für seine Schultern zu schwer. Er trägt es nicht, sondern zieht es mühsam unter Seufzern nach.

Wieder einer schreitet dahin, hebt sein Kreuz prahlend empor, zeigt es in hochmütigem Eigendünkel allen, die da des Weges kommen. Er achtet dabei nicht der gefährlichen Schlinge, die ihm der Feind gelegt.

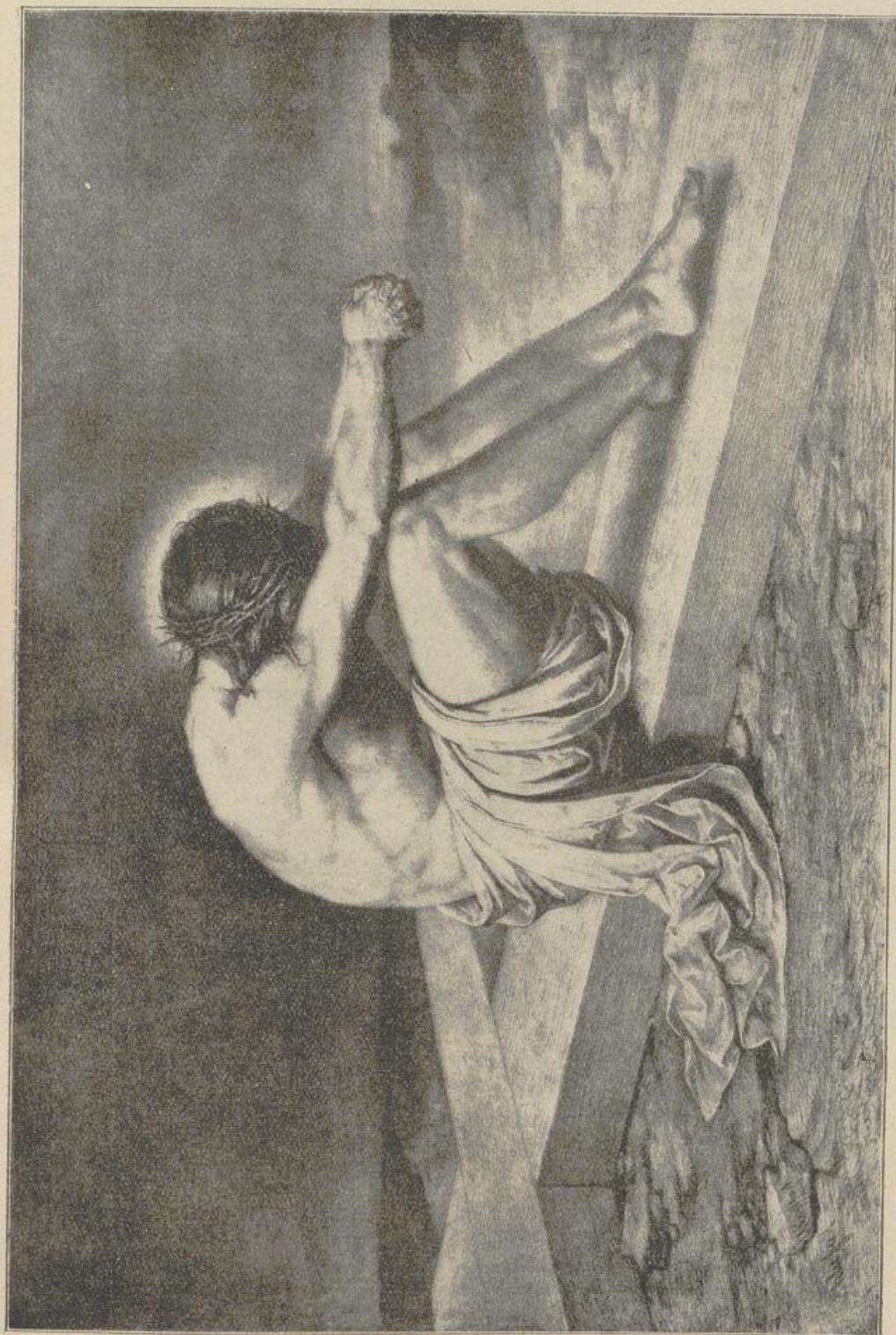
Ein anderer eilt mit blindem Eifer mit seinem Kreuze voran, den Heiland, der denselben Weg gewählt, nicht beachtend. Er überhört auch dessen Mahnung: „Kalvarias steile Höh', du kimmst umsonst hinan, gehst ohne mein Geleit du nur die eig'ne Bahn.“

Dann wieder kniet einer und sägt und hobelt an seinem Kreuze, will es verkürzen, die Last verringern. Vergebliche Mühe, nutzlose Anstrengung! Wahre Erleichterung kann ihm nur werden von dem, der ihm das Kreuz auf die Schultern gelegt.

Noch mehr, viel mehr Arten von Kreuzträgern würde uns ein tiefer Blick ins Leben zeigen. Ich denke an jene, die auslehnend und widerwillig ihr Kreuz schleppen, an jene, die unter seiner Last knirschend und fluchend gehen, die in Verzweiflung zusammenbrechen und hoffnungslos in die Zukunft starren. . . .

Irrwege wandeln sie alle, diese Kreuzträger. Und Irrwege sind überhaupt mühsam, verschlungen und gefahrvoll. Doch der Heiland hat auch Jünger, die ihm auf geradem Wege folgen. Lichtklar und wunderbar steht da ein anderes Bild vor meiner Seele. Auf felsigem Boden schreiten drei Kreuzträger. Und mir ist, als müßten wir uns zu einem oder dem andern derselben gesellen, wollten wir in würdiger Weise des Heilands Einladung zu seiner Nachfolge annehmen und zugleich erfahren, daß sein Joch süß und seine Bürde leicht ist.

Der erste von den dreien geht, das Gewand aufgerafft, die eine Hand auf der Brust, die andere umklammert das Kreuz, das Haupt leicht geneigt, das Antlitz mild und friedvoll, die ganze Gestalt verkörperte, schweigende Ergebung. Es ist nicht jene starre, stumpfe Ruhe gelähmter



Des Herrn letzte Raft von W. v. Raufbach

oder gebrochener Kraft, wie man sie oft bei Menschen findet. Nein, ich meine hier jenes heilige Einfühlen, jenes freiwillige, wenn auch erkämpfte Einssein mit Gottes Willen, jenes Bereitsein für jede Schickung, die uns der Herr auch noch für die Zukunft vorbehalten hat.

Der zweite geht ganz im Bewußtsein: Gottes Weisheit hat die Masse berechnet, Gottes Hand hat mir das Kreuz bereitet und Gottes Wille legte es mir auf die Schultern. Darum ist heilig, was ich trage, es ist ja auch das Zeichen meines Erlösers und meiner Erlösung.

Ehrfurcht ist der Schritt dieses Kreuzträgers. Heilige Sammlung zeigen seine ruhigen Züge, Andacht, Gebet seine ganze Haltung. Und es ist als ob seine Lippen unhörbar leise flüsterten: „Sei mit Mund und Herz verehret, Kreuzstamm Christi, meines Herrn.“

Und zwischen den beiden wandert mutig der dritte Jünger. Sieghaft schreitet er aus. Kraftvoll umfassen seine beiden Hände das Kreuz. Voll Liebe blickt er es an. In stiller Freude erstrahlt sein Antlitz. Dieser Jünger ist voll heiliger Begeisterung, ist ganz Kreuzesliebe.

So schreiten die drei Kreuzträger voran im lichten Scheine der fern aufgehenden Sonne. Wohl ist der Weg steinig, doch Palmzweige kennzeichnen die Pfade, die sie gewandert.

Wer sein Kreuz wie sie in heilig-stiller Ergebung oder in andachtsvoller Anbetung oder in freudvoller Liebe dem Heiland nachgetragen, der braucht nicht bangen am Ende seines Lebens. Er darf sein Kreuz nur von der Schulter nehmen, darf es über jene Kluft legen, die Erde und Himmel trennt, und es wird ihm eine sichere Brücke, auf der er als Sieger hinüberschreitet. Dort aber steht am jenseitigen Ufer in lichter Verklärung der Heiland, um die Seele zu empfangen, die seinen Weg des königlichen Kreuzes ging. Nun darf sie mit ihm teilnehmen an den ewigen Wonnen und tragen die goldene Krone der Seligkeit.

Nach Emmaus!

Emmauswege wandern wir alle nicht selten im Leben. Viele Karwochenerlebnisse treiben uns auf diese Wege. Wir wollen nicht reden von Schmerzen des Leibes und der Seele, von Krankheiten und Kummernissen, von Kreuzelasten, die bössartige Menschen ihren Mitmenschen auf die Schultern werfen. Wir wollen auch nicht reden von den gewöhnlichen täglichen Sorgen, Nöten und Widerwärtigkeiten, die in unerhörtem Maße über die Menschen hereingebrochen sind. Wir wollen die Blicke höher richten, höher einstellen auf Ereignisse, die ähnlich den Vorkommnissen sind, welche die Jünger zu ihrer Osterwanderung nach Emmaus veranlaßten. Die hilflosen und trostlosen Emmausjünger, denen der Heiland sich tröstend beigesellte, sind ein Vorbild von der



*Der Tag hat sich geneiget,
Kehr' ein, geliebter Gast!
Der Lärm des Tages schweiget,
Und gönn' der Seele Rast.*

*Laß uns beim süßen Mahle
Und trauter Rede nun
Im milden Abendstrahle
Von schwerer Wandrung ruh'n.*

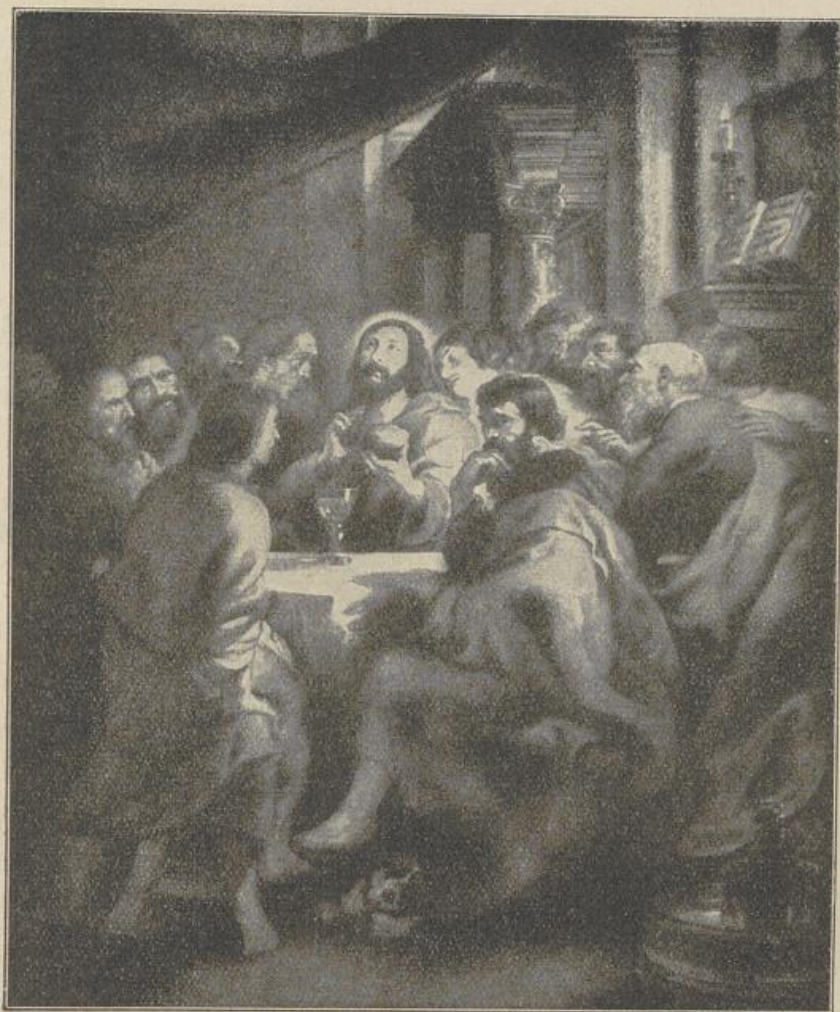
*O, nicht vorüber gehe,
Nein, weile, holder Gast!
Allein in deiner Nähe
Wird meiner Seele Rast.*

Tatsache, daß sich der Heiland jedem Christen auf seiner Lebenswanderung beigesellt und beigesellen will. Ist die hl. Kirche nicht der sich entfaltende Christus in Arbeiten, Leiden und Bangen? Wie der Herr in seiner Leidenszeit, so wird die Kirche fortwährend mißkannt, mißachtet, verhöhnt, verurteilt, gemordet. Das geschieht auch heutzutage in geradezu zynischer Weise, im Jahrhundert der Freiheit der Völker auf den verschiedensten Kampfplätzen, wo Unglaube und das Freidenkertum dem Glauben und der Anhänglichkeit an die Kirche gegenüberstehen.

List, Lüge und Gewalt schäumen über wie ehemals in der Passionswoche in Jerusalem. Mancher Judas verkauft um schnödes Geld seine Kirche. Da ist es nicht zu verwundern, wenn die Jüngerschaft die Köpfe hängen lassen und wenn ihr Gebahren und Unterhaltungen genau so klingen wie die der Jünger auf dem Wege nach Emmaus. Aber da eben ist es nun auch, wo Christus als tröstender Freund und Weggenosse den Verzagten sich beigesellt. Muß denn nicht die irdische Kirche, die sich im Schoß der Zeit aufbaut, Kampf und Leiden erfahren, um dadurch zur triumphierenden Kirche zu werden? Stets wird die werdende, wachsende und reisende Saat von Sonnenglut versengt, vom Frost bedroht, von Unwettern heimgesucht, von Ungeziefer verfolgt, bis zur Ernte die Garben gebunden werden. Wenn Christus uns das sagt, muß unser Herz da nicht auch anfangen zu brennen? „Sind wir doch nicht Kinder der Verzagttheit zum Verderben, sondern des Glaubens zur Gewinnung der Seele“ (Hebr. 19, 39).

Eins tut not; an den Lehren der verfolgten und geschmähten Kirche festhalten, ihrer Führung unentwegt vertrauen und beim Brotbrechen, bei der hl. Kommunion immer wieder aufs neue den Heiland erkennen und lieben lernen. In den dunklen Stunden der Verfolgung, wenn die Leuchtkraft des Glaubens versagen will, wenn selbst solche, die tonangebend in Wort und Schrift, Männer felsenfester Treue plötzlich sich abwenden, sind das nicht Ölbergstunden der leidenden Kirche, des blut-schweigenden Heilandes? Der Herr möge zu uns sprechen in solchen Wirrnissen. Schenken wir ihm Gehör. Nicht alles schwarz sehen und verallgemeinern. Und wenn die halbe Kirche, wenn ihre höchsten Pfeiler wanken und zusammenzustürzen drohen: „Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt“ (Joh. 9, 5). Es gibt Zeiten, wo auch der Einzelne, der zur Kirche gehört in schwere Versuchungen, Verfolgungen und Gefahren gerät, in denen er des Schutzes dringend bedarf. Es sind die Zeiten zuchtloser Sitten, auftauchender Zeitirrtümer und die herrschenden Zeitströmungen. Von solchen Gefahren umgeben zu sein heißt trauerschwere Emmauswege gehen. Und naht der Heiland sich als Schützer, wie wird da der Mensch in seinen Angsten getröstet. Er zieht die bangende Seele an sich und versichert ihr: „Seid getrost: Ich habe die Welt überwunden“ (Joh. 16, 33.).

Unser letztes Ziel ist Gott und die in seiner Anschauung begründete



Die Einsetzung des hl. Abendmahles v. Guido Reni

Seligkeit. Dieses Ziel aber wird erreicht durch Erreichung des nächsten Zieles unseres Christenlebens, welches heißt: Arbeiten und Kämpfen! Wir müßten also eigentlich immerfort tätig sein für unser letztes Ziel, den Himmel. Statt dessen sucht und suchte man zu allen Zeiten nach Gründen der Gemächlichkeit, Tatlosigkeit und Lauheit. Statt starke Schultern dem Herrn zum Dienste anzubieten, drückt man sich vor jeder Bürde unter dem Vorwande seiner Unzulänglichkeit. Auf diesem Emmausweg wandeln viele. Dürr im Herzen, empfindungslos im Gemüte, reglos im Willen, so zieht man seinen Weg. Nur nicht nach Jerusalem schauend, nur nicht nach oben blickend. Man überläßt sich Banalitäten, Kleinigkeiten, Petanterie, Engherzigkeiten. Im Kleinen genau, gewiß; aber nur um Großes vollbringen zu können! Nichts Kleines

überschauen, damit das große Werk nicht gefährdet wird — das begreift so mancher nicht. Man ist lau auf seinem Emmauswege und strebensarm, bis der Heiland als Wegegefährte erscheint. Er kommt bei einer guten Lesung, bei einem Predigtvortrag, beim guten Beispiel. Er bringt dem Laien zum Bewußtsein, was Gottes Wünschen und Wollen für uns ist. Völl Verlangen rufen wir dann aus: „Herr, bleib bei uns!“ (Lk. 24, 29). „Glücklich diejenigen, die von ganzem Herzen Gott suchen.“ (Ps. 118, 2).

Wir sollten schon uns in diesen wirren Zeiten um Wegegenossen umsehen. Und wer könnte unser bester Wegebegleiter sein wenn nicht der Heiland selber. Die Modernen können uns den Sinn des Lebens nicht erschließen, sie gleiten wie die Wasserspinnen leichtfüßig hin über die abgrundtiefen Absichten und Führungen der göttlichen Vorsehung. Nur an der Hand Gottes werden wir Verständnis haben für alles was einzelne Ding- und Ereignisse uns sagen wollen. Darum sei Christus unser Wegegefährte: „Dein Antlitz, o Gott, will ich suchen!“ (Ps. 26, 8).

P. D.

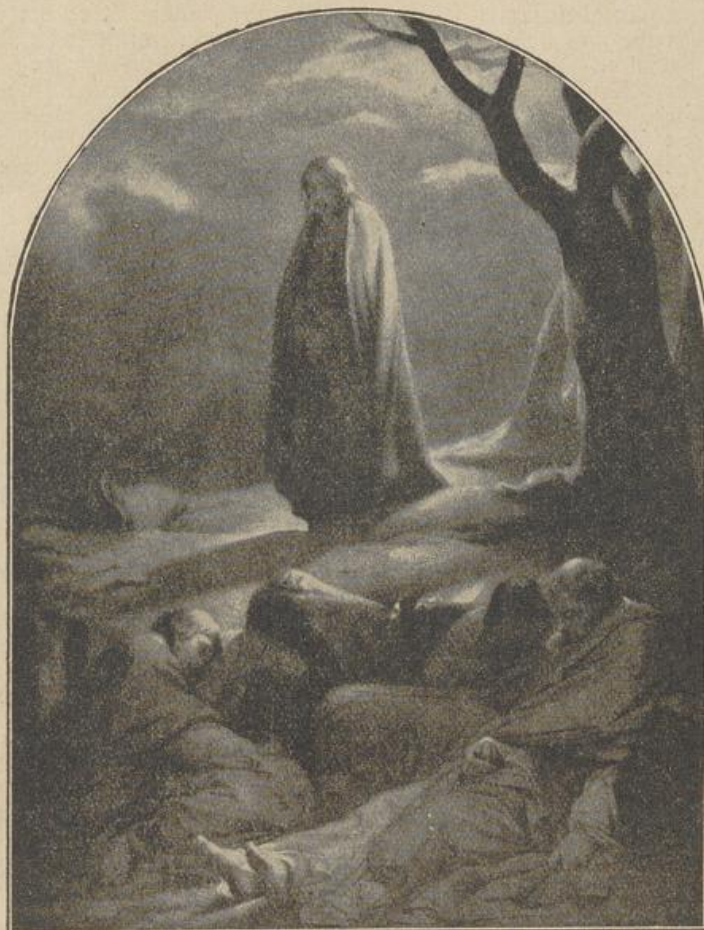
Die Silvana-Heilquelle

1930 in den Besitz der Mariannhiller Mission übergegangen

Auf dem Teufelsberge bei Großlattengrün im Fichtelgebirge hauste in uralten Zeiten das Zwergengeschlecht der „Häufelmännchen“ (Heinzelmännchen), die nach Zwergenart die Menschen neckten; aber in ihrer Gutmütigkeit auch Gutes taten und braven Menschen halfen. Die Zwerglein besaßen geheime Quellen, Gesundbrunnen, aus denen sie schöpften. Sie erquickten und heilten damit die Kranken. Eine dieser Quellen haben nun die Menschen entdeckt vor langer, langer Zeit und schöpften daraus Gesundheit, Kraft und Leben. Nicht nur der Landmann aus der Umgebung, der in harter Arbeit um seinen Unterhalt ringt, holte sich Erfrischung und Stärkung an dieser Quelle, sondern auch aus weitesten Entfernungen her bewarb man sich um diesen Heiltrunk. Der Wanderer aber, der durch die Schönheit des Fichtelgebirges zieht, rastet gern an den Quellen im blumigen Wiesengrund. Liegen sie doch an der Straße, die aus dem Sachsenlande durch das Fichtelgebirge und die ehemalige Marktgrafschaft Bayreuth führt.

In einem dieser üppigen Täler sprudelt die „Silvana-Heilquelle“, umsäumt von waldigen Höhen, daher „Silvana — die Waldige.“ Nicht bei der Quelle erstreckt sich das schmucke Dorf Großlattengrün an der Hauptbahn München—Hof. Nicht weit davon erhebt sich 661 Meter hoch der Weissenstein mit Burgruine, der Hachstein (724 Meter) mit dem schönen Dörfchen Fuchsmühl und der Gnadenkapelle „Maria Hilf“, westlich steht der Schneeberg (1060 Meter) und der Ochsenkopf (1024 Meter), sowie die Kößene (900 Meter) mit einem modernen Unterkunfts Hause des Fichtelbergvereins, an die sich als Verlängerung die grotesken Felspartien der sagenumwobenen Luisenburg (785 Meter) hinziehen, auf welcher die Königin Luise gerne weilte in glücklichen und traurigen Tagen. Die „Silvana-Heilquelle“ selbst ist schon seit den Tagen des siebenjährigen Krieges her bekannt. Sie wurde im Laufe neuerer Zeit sachmännisch in Kupfer gefaßt. Eine stattliche Abfüllhalle wurde errichtet und diese mit den modernsten Apparaten versehen.

Gegen Ende des Jahres 1930 ging nun diese Heilquelle in den Besitz der Mariannhiller über, welche die sämtlichen Einnahmen aus dieser Silvana-Heilquelle für ihre wohltätigen Zwecke verwenden. In Erkenntnis der mäßigen Wirtschaftslage und um auch minderbemittelten Schichten, ärmeren Kranken und Genesenden den Gebrauch des Heilwassers zu ermöglichen, wurden die bisherigen Preise herabgesetzt. Wer also unsere Silvana-Heilquelle benützt, sie weiterempfiehlt, hilft der leidenden Menschheit, fördert die Gesundheit aller Volksschichten und unterstützt das Werk der Mission.



Christus in Gethsemane

Es gibt Quellen, deren Wasser man gegen bestimmte Krankheiten trinkt. Diese dürften wohl meist nur vom Arzt verordnet werden. Anders ist es mit Quellen, die man allgemein zur Erhaltung und Förderung der Gesundheit trinkt. Zu diesen gehört auch die kochsalzfreie, eisen-, kohlen- und kieselensäurehaltige seit 1760 bestehende staatlich anerkannte (heißt Mariannhiller) „Silvana-Heilquelle.“

Aber den hohen Wert des Eisens und neuerdings der Kiesel- und ferner der freien Kohlensäure in Mineralwässern, sind viele wissenschaftliche Abhandlungen erschienen. Wir werden unseren Freunden und Gönnern im Folgenden auf Grund des reichen Materials das Wesentliche über unsere Heilquelle berichten und zunächst kurz zusammenfassen, was über die Verwendung der kochsalzfreien, eisen-, kohlen- und kieselensäurehaltigen Silvana-Heilquelle wissenschaftlich erscheint.

Zunächst sei darauf hingewiesen, daß durch die Umwandlung auch kleinster Mengen eines Stoffes, wie es die Mineralsalze in den Heilquellen sind, in der lebenden Zelle des Körpers diese Stoffe Energie erzeugen, die ihrerseits im Körper für vielerlei Arbeiten der Organe verwendet wird. In den Mineralquellen sind diese Stoffe in natürlicher Lösung und feinsten Verteilung vorhanden und gelangen vermöge ihrer besonderen elektrischen Eigenschaften leichter im Körper zur Aufnahme in die Zellen, wo sie zur eigentlichen Wirkung kommen, als in einer künstlichen Lösung.

Bestimmte Stoffe nun, wie Kalzium, Kalium, Eisen, Kieselsäure usw. lösen nun im Körper ganz bestimmte Wirkungen aus. Vor allem ist es die Kieselsäure, die seit einer Reihe von Jahren im Vordergrund des Interesses steht. Wo Gewebe schwach und zerfallen sind, fehlt Kieselsäure. Ein kleiner Fehlbetrag an Kieselsäure macht den Menschen schlapp und unlustig und Krankheiten finden alsdann günstigen Nährboden. Daher befaßt sich mit Recht die ärztliche Wissenschaft seit Jahren mit den sog. starken Säuerlingen unter den verschiedenen Mineralquellen, unter denen Silvana einen hervorragenden Platz einnimmt: „Fast alle sehr starken Säuerlinge stehen in Beziehung zu vulkanischen Gebieten, aus deren Tiefe immer noch Kohlendioxidgas entwickelt wird. So liegen auch die höchst kohlenstoffreichen Eisenquellen von Steben, Kondrau, Wiesau, Grotschlattengrün in einer Linie, die genau in der Verlängerung der mittelböhmisches Basalterruption liegt. Die Querbrüche und Verwerfungen, die den Grundstock des Fichtelgebirges und des Frankenwaldes zerrissen und in Schollen zerstückelt haben, gewähren dem letzten Produkt des aktiven Vulkanismus, dem Kohlendioxidgas, die Möglichkeit, aufzusteigen und die in höheren Schichten der Erdrinde zirkulierenden Gewässer zu imprägnieren, wodurch dieses Wasser befähigt wird, Mineralstoffe aufzulösen.“ (Prof. Dr. med. A. Windler).

Ein ausgezeichnete Repräsentant der auf diese Weise entstandenen Mineralquellen ist nun die bei dem Dorfe Grotschlattengrün in einem Wiesengrund entspringende „Silvana-Heilquelle.“ Sie liegt einen halben Kilometer vom Dorfe entfernt, einen Kilometer von der Hauptstraße Sachsen-Fichtelgebirge, 560 Meter über dem Meerespiegel. In geographischen Werken wird sie erstmalig um 1760 erwähnt. Es fiel schon damals auf, daß in Zeiten von allgemein herrschenden Krankheiten das Vieh verschont wurde, wenn von dieser oder andern in der Nähe emporschießenden Quellen die Wiesen gewässert wurden. Die neueste Analyse der Silvana-Heilquelle wurde von der preussischen Landesanstalt für Wasser-, Boden- und Lufthygiene Berlin-Dahlem am 18. Februar 1923 geliefert. Sie ergab folgende Zusammensetzung des am Quellaustritt entnommenen Wassers:

in 1000 Gramm:

Kaliumchlorid	0,002944 Gr.	Magnesiumhydrogencarbonat	0,06938 „
Kaliumsulfat	0,0004758 „	Ferrohydrogencarbonat . .	0,02629 „
Natriumsulfat	0,007888 „	Manganhydrogencarbonat	0,001932 „
Natriumhydrogencarbonat	0,03856 „	Kieselsäure, meta	0,08328 „
Calciumhydrogencarbonat	0,04607 „	Gelöste freie Kohlensäure	1276 ccm im
Calciumhydrophosphat .	0,01554 „	Liter.	

Die Analyse der an das chemische Laboratorium Dr. Hoppe u. Gen. in München gesandten Mineralprobe ergab einen Gehalt von Kieselsäure (Si O₂) 43,2 mgr. im Liter; Eisensäure (Fe) 4,8 mgr. im Liter.

„Wer Analysen zu lesen versteht, ersieht aus der obigen ohne Weiteres, daß hier ein starker eisenhaltiger Säuerling mit auffallend reichem Gehalt an Kieselsäure und wertvollen Nebenbestandteilen gegeben ist“ (Prof. Dr. med. A. Windler).

Der erste Hauptbestandteil der Silvana-Heilquelle ist Kieselsäure, die dem Mineralwasser eine charakteristische Note verleiht. Die medizinische Bedeutung der Kieselsäure wurde erst neuerdings bekannt. Als integrierender Bestandteil des Bindegewebes ist die Kieselsäure für das organische Leben hochwichtig. Leider schwindet der Kieselsäuregehalt unseres Organismus mit dem Alter. Man darf behaupten, daß Darreichung von Kieselsäure bei manchen Greisenkrankheiten nützt. Kieselsäuremittel sind wenig empfehlenswert und eine „Trinkkur mit einem natürlichen Kieselbrunnen ist sicher der beste Ausweg und ist den pharmazeutischen Präparaten vorzuziehen, weil diese Wässer die Kieselerde vollständig aufgelöst



Auferstehung Christi nach Raphael

Ostermorgen! Tal und Höhen
Schmückt des Frühlings Feierkleid,
Veilchen sprossen, Lerchen jubeln
Glocken rufen weit und breit.

Rufen hin zum Gotteshaufe
Heut' die fromme Christenschar,
Kerzen flammen, Weihrauch duftet,
Schönsten Schmuck trägt der Altar.

Durch der Kirche weite Hallen
Braust der Orgel behrer Ton,
Alle Veter, alle Säng' er
Preisen heut' den Gottesohn.

Preisen hoch den Heiland, Retter,
Seine Liebe, seine Macht.
Danken ihm, dem Todbezwinger,
Der Erlösung uns gebracht.

Großer Gott, laß dir gefallen
Lob und Dank aus unserm Mund!
Lasse Segen niederströmen
Auf den ganzen Erdenrund!

enthalten, angenehm zu trinken und von den Verdauungsorganen sehr leicht absorbiert werden.“ (Prof. Dr. A. Windler).

Eisen ist ein weiterer Bestandteil der Silvana-Heilquelle. „Die Balneologen (Heilbäder-Fachgelehrten) rechnen zu den Eisenwässern solche Quellen, die im Liter mindestens 1 Zentigramm eines Eisensalzes enthalten. Also muß Silvana-Heilquelle, die über zweieinhalb Zentigramm Ferrobicarbonat enthält, als wertvolles Eisenwasser gelten“ (Prof. Dr. Windler).

Freie Kohlensäure ist der dritte Hauptbestandteil der Silvana-Heilquelle. Sie befördert die Aufsaugung der im Wasser enthaltenen Mineralstoffe und macht das Getränk wohlschmeckend. Nach dem Gutachten der preuß. Landesanstalt für Wasser-, Boden- und Lufthygiene verleiht „der hohe Gehalt an freier Kohlensäure, dessen Überschuß beim Eingießen ins Glas unter dem Teildruck der Atmosphäre außerordentlich entweicht, der Silvana-Heilquelle, Wohlgeschmack und prickelnden Reiz.“ Die wichtigsten Heilanwendungen für kurmäßigen Gebrauch der Silvana-Heilquelle lassen sich aus bisher kurz Angeführtem folgerichtig ableiten und haben sich in der Praxis zahlreicher Ärzte bewährt.

Silvana-Heilquelle empfiehlt sich besonders bei **Magen- und Darmleiden**, da sie in milder Weise die Schleimhäute reinigt und die Darmperistaltik anregt, ohne die heftige Wirkung der salinischen Wässer hervorzurufen.

Chronischer Bronchialkatarrh mit Husten und Auswurf-Lungentuberkulose;

Blutarmut und damit zusammenhängende Nervenleiden, auch Menstruationsstörungen und Sterilität;

Schwächezustände, Nervenschwäche (Neurasthenie), Samenfluß, Impotenz, allgemeine funktionelle Neurosen;

Nieren- und Blasenleiden, Gallensteine, Zuckerkrankheiten;

Altersbeschwerden: Arterienverkalkung, gewisse Formen von Herzleiden, einseitige Hüftgelenkentzündung (Malum senile), Herberd'sche Knoten an den Fingergelenken, Alters-Star, Alters-Krebs, Haarschwund, Hautjucken (Pruritus senilis).

Erschöpfende Geschwüre, überhaupt Eiterungen, Verjauchungen;

Nässende Ekzeme (Flechten) und Pemphigus.

Nach neuesten Feststellungen namhafter Ärzte bewährt sich „Silvana-Heilquelle“ vermöge seines hohen Gehaltes an Kieselsäure als ausgezeichnetes Hilfsmittel zur Bekämpfung der **Tuberkulose** und auch der **Krebskrankheiten**. Zahnärzte verordnen „Silvana-Heilquelle“ als bevorzugtes Mittel bei **Zahn- und Mundkrankheiten**.

Besonders wichtig aber ist die vorbeugende Wirkung der „Silvana-Heilquelle.“ Sie kräftigt und festigt alle Gewebe und führt dem Blut gerade jene Stoffe zu, die der Organismus zur Abwehr gegen Ansteckungen aller Art braucht und dauernd verarbeiten muß.

Die Dauer einer Trinkkur wird sich auf 4–6 Wochen erstrecken. Die Einzeldosen brauchen nicht groß zu sein. (Prof. Dr. A. Windler).

Zu Beginn nimmt man morgens nach dem Frühstück, nach einigen Tagen Gewöhnung evtl. nüchtern, 1 Achtel-Liter, evtl. etwas angewärmt, schluckweise, in gemüthlichem Auf- und Abgehen; mittags und abends zu oder nach den Mahlzeiten die gleichen Mengen. So trinke man etwa 25–30 Flaschen zu 3 Achtel-Liter. Will man die Wirkung steigern, so setzt man jeweils nach 8–10 Flaschen aus und beginnt alsdann von neuem. Eine solche Kur kann einige Male im Jahre wiederholt werden. Diese Vorschrift genügt für die meisten Fälle von Blutarmut, Rheumatismus, Gicht, Nervosität, sowie zur allgemeinen Blutreinigung und Kräftigung, besonders der Knochen und Zähne.

Bei Magen- und Darmstörungen ist es gut, das Wasser warm zu trinken.

Bei Katarrhen und Atmungswege, Halsentzündung, Grippe kann man vortheilhaft außer der Trinkkur auch gurgeln und inhalieren.

Zur besseren Bindegeweßsbildung bei Wunden und Geschwüren eignen sich Umschläge und Spülungen neben der Trinkkur.

In besonderen Fällen, bei Nieren-, Lungen- und Blasenleiden frage man den Arzt, der zugleich auch die geeignete Lebensweise und Diät verordnet.



Ein Osterstrauß von Trompeten-Narzissen

Zur Vorbeugung gegen Grippe und Tuberkulose trinke man nach obiger Vor-
schrift.

Silvana-Heilquelle dient aber auch als wohlschmeckendes Tafelwasser. „Ein
tägliches diätetisches Getränk für Gesunde ist der natürliche Sauerling „Silvana-
Heilquelle“ wegen seines Kieselsäuregehaltes.“ (Prof. Dr. A. Windler).

Wir verweisen auf das in diesem Hefte befindliche Inserat und werden in einer
weiteren Artikelfolge aus dem reichhaltigen Schriftenmaterial über Silvana-
Heilquelle weitere Ausführungen und ärztliche Gutachten bringen. P. D.

Osteropfer

Von Anna Rahser

Schwester Beata war während der Ostermette nicht recht bei der Sa-
che. Selbst als der Chor jubelnd das „Resurrexit“ singt, vermag
sie kaum an den erstandenen Osterheiland zu denken. Immer nur an
eine dunkle, dunkle Seele, die noch in Todesbängen liegt, auch in einem
Grabe. Aber in einem lebendigen, hoffnungslosen.

Durch das Jubeln der Osterglocken und durch das Brausen der Orgel
hört sie immer noch die Stimme der Vorsteherin im Hause der Neme-
sis: „Sie will keinen Trost! Und ist doch die Unglücklichste von allen!“

Trostlos und unglücklich am Hochfeste der Freude und Hoffnung! Die
Nonne schaudert. Und sendet einen Flehseufzer nach dem andern zum
Altare, wo der Osterheiland mit der Siegesfahne thront.

Als der Auferstandene dann selber kommt, und ihr Herz vergehen
will in der Fülle der Osterwonne, da stammelt die kleine Nonne erschrok-
ken: „Nicht, Meister, nicht mir! Ich bin ja doch dein Lämmlein und
hab's so gut bei dir. Sieh das Schäflein in den Dornen! Dem gib dies
alles! Und mein Leben noch dazu, Herr, wenn du willst!“

Die Schwestern gehen zum Speisesaal. Schwester Beata wird von der
Pfortnerin angerufen: „Da ist ein Bote, der nach der „Zuchthauschwe-
ster“ fragt“, berichtet sie, lächelnd über den drastischen Ehrentitel. „Sie
möchten gleich zu Nr. 45 kommen.“

In der kleinen Schwester springt eine hohe Freude auf. Nr. 45? Die
ihr bisher unerbittlich verschlossene? Deren finstere Bewohnerin die Un-
glücklichste ist von allen — ihr Schmerzenskind?

Eilig geht Schwester Beata durch die Straßen. An einem hohen,
grauen Gebäude zieht sie die Glocke. Zwei Minuten später tritt sie in
eine enge, halbdunkle Zelle.

Keine Zelle ist's, wie ihre daheim im Kloster. Ungeweiht ist diese.
Und finstere Geister haben hier ihre Wohnstatt. Nicht die freundlichen
Engel Gottes.

In einer Ecke liegt eine Gestalt auf einer Holzpritsche. Das dunkle
Haar ist kurz geschoren und das Gesicht von tausend Runen gezeichnet.

Schwester Beata tritt auf die Liegende zu und bietet ihr die Hand.
„Gefegnete Oftern!“

Die fährt von ihrem Lager auf und starrt die Nonne an wie eine Erscheinung. Die Stimme —! Werden denn die Geister der Vergangenheit lebendig —?

„Ich danke ihnen, daß sie mich rufen ließen“, fuhr die Schwester fort.
„Ich bin gern gekommen.“

„Gerne gekommen?“ kam's ungläubig von der Pritsche zurück. Nr. 45 wandte den Kopf zur Wand. Der Anblick der Reinheit trieb ihr jäh die Scham in's Gesicht.

„Wiſſen Sie denn nicht, daß ich Sie gerade darum ſo lieb habe, wie auch unſer Heiland die am liebſten hat, deren Seelen krank ſind?“

Da wandte ſich die Andere der Nonne wieder zu und ſah ſie lange an. Und auch Schwester Beata ſchaute tief in dieſes von Leid und Schuld und Gewiſſenspein zerwühlte Geſicht. Und griff nach der widerſtrebenden Hand. „Lieber Himmel, biſt du eſ denn wirklich, — Thereſe?“ Sie fühlte, wie ſie blaß wurde.

Nr. 45 begann zu zittern.

„Ja, Maria Heim, ich bin's, die Thereſ. Gaſt — haben Sie anderes von mir erwartet?“

Schwester Beata hatte bald ihre Faſſung wieder.

„Armes Menſchenkind! Hätte ich das nur ahnen können, daß du das warſt, die mir ſo beharrlich den Eingang wehrte! Ich hätte nicht nachgelaffen. Gott Dank, daß er mich dich finden ließ! Nun ſage mir um Gottes und unſerer gemeinſamen Heimat willen, was ich für dich tun kann.“

„Du fragſt nicht einmal, weſhalb ich hier bin?“

„Warum ſoll ich? Ich ſehe, daß du unglücklich biſt. Ich möchte dir helfen.“

„Zu helfen iſt mir nicht. Du ſiehſt eſ, ich bin an Leib und Seele verlorer. — Als ich heute früh die Oſterglocken läuten hörte, da — da hielt ich's einfach nicht mehr aus. Da ließ ich dich rufen.“

Ins Herz der kleinen Nonne, die tagaus, tagein als Engel der Barmherzigkeit durch dieſe unheimlichen Räume ging, kam ein Strahl jener Liebe, die einſt den Sündenloſen als guten Hirten auf die Spuren der Verlorenen trieb.

Sie nahm die haſtlos weinende Zuchthäuslerin in ihre Arme und ſprach linde, tröſtende Erlöſerworte.

„Wein' dich aus, armes Menſchenkind! Das wäſcht deine Seele rein. Draußen ſtehen ſchon die Engel Gottes mit dem Hochzeitskleide.“

Ganz ſtill war eſ in der Zelle. Die beiden ſo eng vereinten und doch durch Welten getrennten Menſchenkinder mochten ferner, ſeligier Oſtern denken, da ſie in dem von dunklen Schwarzwaldtannen umrauſchten Heimatkirchlein das Alleluja ſangen.



Ostern!

Das Fest der Liebe läutet ein: —
 Vom Turme hoch erschallen rein
 die Glocken,
 Und jeder Klang sich Bahn zum
 Herzen bricht;
 Die fromme Schar vergesse beim
 Frohlocken
 Den heil'gen Zauber dieser
 Klänge nicht.
 Der Heiland lebt! Und reinste
 Gottesliebe
 Soll seines Lebens ganzer In-
 halt sein!
 Drum jauchze, Menschheit, auf in
 sel'gem Triebe:
 Das Fest der Liebe läutet ein.

„Willst du, daß deine Seele es wieder singen lerne, das Osteralleluja?“ begann Schwester Beata wieder.

„Du weißt nicht, was du sagst. Weißt nicht, was Sünde ist. Aber ich — ich weiß es.“

„Ich frage doch nicht nach deiner Schuld. Erwartest du von dem unendlich barmherzigen Gott denn weniger, als von mir, seiner armen Magd? Kennst du nicht jenes große Erbarmungswort: So weit der Himmel ist von der Erde, so weit will ich hinter mich werfen eure Sünden?“

Wieder ward es still in der Zelle. Drinnen nur das erschütternde Schluchzen der Sünderin. Draußen das Jubilieren der Vögel, das Sauchzen der Kinder und das Feiern der Glocken.

„Erst war's meine Eitelkeit, Gefallsucht . . . Leichtsinn, Unbotmäßigkeit. . . . Ich hörte nicht mehr Eltern und Seelsorger, spottete ihrer . . . verdächtigte sie, wo ich konnte, um mich zu rächen. . . . Das war mein Verderben. . . . Du weißt es. — Dann kam die große Stadt . . . und die Sünde . . . Sünde. Und dann . . . o Gott!“

„Lebt dein Mann noch?“ fragte die Nonne, um sie abzulenken.

„Das ist es ja. — Er war besser als ich — und auch älter. — Stand mir im Wege. — Und dann . . .

„Sag nichts mehr“, unterbrach die Schwester erschüttert das Bekenntnis. „Und doch ist Gottes Erbarmen größer als alle Schuld.“

Die von des Heilandes Osternade so tief Getroffene widersprach nicht mehr, als Schwester Beata ging, den Priester Gottes ans harte Bußlager der an Leib und Seele Todkranken zu rufen.

Als die Sträflinge in der Kapelle sangen: . . . „In deinem Blute gereinigt von Schuld — freu'n wir uns wieder der göttlichen Guld . . .“, da sprach Gottes Stellvertreter das „Ego te absolvo“ über die reuige Büßerin.

Die Morgensonne des zweiten Ostertages leuchtete ins friedliche Antlitz einer Toten, die büßend Gnade gefunden hatte. — — —

Vierzehn Tage später wurde auch aus dem Kloster der Barmherzigkeit ein Sarg getragen, ein weißer, schmuckloser.

Der Himmel hatte das Opfer der kleinen Nonne angenommen. . . .

Von der alten Zuluhrlichkeit

Von P. Odo Ripp, R. M. M., Mariä Stella

Es ist keine gehaltlose Zeremonie, wenn Taufbewerber nach gründlichem Unterricht und sorgfältiger Einführung ins christliche Leben vor dem Empfange der hl. Taufe dem Fürsten der Welt und seiner Herrlichkeit abschwören müssen. Durch diesen Akt verzichtet der Jünger Christi auf die eigene Selbstherrlichkeit, unterordnet seinen Verstand dem Glauben und bindet sich, in seinem ganzen Leben zur Demut des Kreuzes sich zu bekennen.

„Was in der Welt ist: Fleischeslust, Augenlust, und Hoffart des Lebens stammt nicht vom Vater, sondern von der Welt“ (Joh. 2, 16). Diese drei Dinge sind die umstrickenden Fangarme, die berückenden Blendwerke sowie lockender Köder, womit Satan die Menschen auf seiner Seite hält. Er weiß den vornehmen Herrn zu spielen, sich in Glanz und Majestät zu kleiden, die er denen zukommen läßt, die ihm den Hof machen. Jeder Menschenseele erneuert er das Angebot: „Dieses alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest“ (Matth. 4, 9). Zu seinen Füßen liegt die ganze Heidenwelt, schwelgt in allen Lustbarkeiten, die sein Reich bietet, oder schmachtet in unwürdigen Sklavenbanden, die sein Dienst anlegt. Dort herrscht die „Hoffart des Lebens“ unumschränkt, bekundet sich in ungezügelter Ruhm- und Ehrsucht. Über andere herrschen und über sie triumphieren gilt als höchster Ehrgeiz. Von den alten Römern sagt St. Augustin: „Die Hier nach Lob und das Haschen nach Ruhm wirkte jenes viele Wunderbare, das nämlich löblich und ruhmvol war nach der Schätzung der Menschen“ (civ. Dei).

Diese menschlichen Leidenschaften hatten bei dem Zuluvolke einen ähnlichen Erfolg. Allgemein werden sie als ein tapferes und freiheitsliebendes Volk gerühmt, das sich lange und heldenmütig gegen das Joch seiner Zwinger gestraubt hat. Ein guter Kenner nannte die Zulus ein Volk von Edelmännern und Aristokraten. Woher nun dieser Charakterzug? Es war die Frucht angezüchteten Ehrgeizes und Ruhmsucht. Um diesen zu wecken, befolgte der Begründer der eigentlichen Zulu-Herrschaft, Tschaka, das System der Belegung von Ehrentiteln und Preisnamen. Darin lag nun der Ansporn, die treibende Kraft, sich im Spiel und Kampf hervorzutun, andern den Rang abzulaufen. Dadurch wurde eine Fertigkeit und Meisterschaft im Waffenhandwerk groß gezogen, die so viele Helden und wahre Haudagen im Zululand hervorgebracht hat. Noch heute bildet es den Zeitvertreib der Hirtenbuben beim Viehhüten einander zum Gefechte herauszufordern. Der Mutwilligere, der sich seiner Sache sicher glaubt, fordert den Gegner auf verächtliche Weise heraus. Mit einem seiner Stöcke tupft er ihm auf dem Kopf herum und sagt: „Ich habe dich überwunden, Bub, geh, schöpfe mir Wasser dort heraus, wo kein Frosch quackt, d. h. im Meere.“

Jemanden zum Wasser holen schicken ist bildlicher Ausdruck für Sieger sein, jemand übertreffen; eine Schule, die eine andere zum Wasser holen schickt, ist eine solche, die der andern überlegen ist. Der angetane Schimpf muß gerächt werden, es erfolgt nun der Zweikampf. Die Schlagfertigkeit und Geistesgegenwart, mit der diese jungen Kämpfer die Hiebe parieren, nötigt dem Zuschauer Bewunderung ab. Wer zuletzt als Sieger aus diesem Gefechte hervorgeht, seinen Gegner zur Flucht wendet, der gilt als der Held des Tages; es werden ihm von den Altersgenossen entsprechende Preisnamen angedichtet. Damit schwilt ihm der Kamm, hier sagt man, „es wächst ihm die Mähne am Kopf oder er trägt Höcker“; sein Selbstbewußtsein mehrt sich und damit der Heißhunger nach neuen Titeln. Alle Welt preist ihn jetzt als den Sohn von dem A. A., der das und jenes vollbracht hat. Natürlich ließen nun die Vorbeeren, die sich so reichlich auf das Haupt des Gepriesenen senkten, seine Kameraden nicht schlafen, und so entstand ein reger Wettbewerb, der die körperliche Kraft und Geschmeidigkeit der Glieder förderte. Keiner wollte als Feigling angesprochen werden. Im Kriegsfall mußten diese 12–15 jährigen Jüngens als Waffen- und Packträger mitziehen. Später wurden die Gleichaltrigen in verschiedenen mit Namen bezeichneten Regimenten aufgeteilt und kampierten im königlichen Hoflager.

In Friedenszeiten beschäftigten sie sich mit Waffenübungen, besorgten des Königs Haushalt, hüteten seine Viehherden und bestellten die Felder. Vor allem pflegten sie Scheingefechte, machten allerhand phantastische Zweikämpfe mit Schild und Speer. Es war das ein imaginärer Kampf mit dem Feinde. Diese Übungen förderten vor allem die „Wildheit“ der Leute. „Wilde“ Menschen werden keine geboren. Die Wildheit ist angezüchtet. Man muß die Leute beim Zweikampf gesehen haben, diese Gebärden und Grimassen, dieses Augenrollen, diese Luftpünge, als ob sie die Sonne vom Himmel herunterziehen wollten, dieses Bodestampfen, wobei der Kämpfer sich in eine Begeisterung und Raserei hineinarbeitet, als wollte er den Erdball in Trümmer schlagen. Hat ein Held seine Übungen gut gemacht, zollt ihm die zuschauende Menge anhaltenden Beifall durch Schildbergerassel.

Für ein Volk, das so eingeübt war, galt der Krieg als ein willkommener Sport. Da waren vor allem Frauen, Kinder, Hab und Gut zu verteidigen oder den Feinden zu entreißen. Einem Hirtenvolk ist das Vieh sein einziger Reichtum, Wohlstand und Verderben hängt von seinem Bestande ab. Wenn das „liebe“ Vieh zum Melken in die königliche Pferche getrieben wurde und irgend ein Stück gar zu sehr schrie, da loderte die Kampfeslust der jungen Krieger auf, und als eine Beteuerung, den vaterländischen Ochsen zu verteidigen, erging an denselben die Aufforderung: „Schreie, Ochs vom Zululand, der du niemals anderswohin gehen wirst. Niemals sollen dich die Feinde rauben.“ Auch eine Art Fahneneid!

Die am meisten geschätzten Ehrentitel verdiente man sich im wirklichen Trefsen. Da war es nun das ernste Bestreben jeden Kriegers, seinem Berufe Ehre zu machen, den Feind zu besiegen, wenn möglich zu vertilgen, besonders den feindlichen König. Tschaka war ein kluger Mann und wußte seine Truppen zu schonen. Deshalb hatte er die Gepflogenheit nach Besiegung eines Nebenbuhlers dessen Viehstand unter die Führer des besiegteten Stammes zu verteilen, um sich dieselben zu Freunden zu machen und zu willigen Kriegern, die den Eroberungszug weiter führten, während seine Leibgarde ihm erhalten blieb. Dem Feinde über die Furten der Flüsse nachsetzen, war gleichbedeutend mit, denselben zu besiegen, das Reich des Königs zu erweitern. Letzterer zog oft nicht mit ins Feld, war seinen Truppen bloß geistigerweise zugegen. Beim Überschreiten der Furten wurde auch der Landesherr, seine Macht und sein Ansehen ins eroberte Gebiet übertragen. Je mehr Furten man ihn so „überschreiten machte“, desto größer sein Einfluß, sein Ruhm. Jemanden über alle Berge erheben, ihn belobhudeln ist hier sprichwörtlich ausgedrückt, „ihn über alle Furten hinübersetzen.“ Hiesige Flüsse sind bei dem stark abfallenden Gelände meistens tief liegend mit sehr steilen Ufern und nur an gewissen Furten übersehbare.

kehrte nun das Heer siegreich aus dem Kampfe heim zum königlichen Hoflager, so bildete natürlich das Tagesgespräch die Taten des Feldzuges. „Laßt uns vom Kriege reden“, hub der Häuptling an. Alsdann wurden die Heldentaten dieses oder jenes Haudagen des weiten und breiten geschildert, bis schließlich der König ihn öffentlich belobte und ihn aufforderte: „Führe den Kriegstanz auf, du N. N., Sohn des N. N., der du dieses und jenes Rühmliche vollbracht hast.“ Alsdann fielen ihm 20–30 Ochsen zu als Belohnung seiner Tapferkeit und er erhielt einige Ehrentitel, bezugnehmend auf seine Taten. (Schluß folgt).

Aufgabe der eingeb. Frau in Südafrika

(Vortrag von Frä. L. P. Vilafazi, Hauptlehrerin an der Tageschule von Mariannhill, gehalten auf der 3. Generalversammlung der Vereinigung der Afrikanischen Katholiken (E. A. U.))

(Ein Punkt in dem Vortrag von Frä. Vilafazi dürfte den mit den Gebräuchen der Schwarzen unbekannten Lesern etwas dunkel sein, weshalb kurz hier darauf eingegangen sein soll. Bei der Heirat der Schwarzen muß der Bräutigam dem Vater der Braut den sogenannten Brautpreis zahlen. Durch die englische Regierung ist derselbe auf 10 Ochsen für gewöhnlich festgesetzt worden. Jedoch haben die Eltern seit geraumer Zeit angefangen, neben den 10 Ochsen sich noch andere Geschenke geben zu lassen, die in manchen Gegenden dem Wert von 10 Ochsen nicht viel nachstehen. Diese willkürlichen und von keinem Gesetz, auch nicht dem Gewohnheitsgesetz geregelten abgezwungenen Geschenke bringen viele Gefahren für die Braut während der Brautzeit mit sich. Die Rednerin ist nicht gegen die vom Herkommen geheiligte Sitte des Brautpreises, aber sehr entschieden gegen die anderweitigen Geschenke, die noch nebenbei verlangt werden).

Es wurde schon viel darüber disputiert, ob sich die Frau nur innerhalb des Familienkreises, oder auch im öffentlichen Leben betätigen soll. Ein Redner sagte einmal: „Früher hat die ideale Frau nur gesehen, aber nicht gehört, außer wenn sie mit dem Geschirr in der Küche Geräusch machte.“

Doch ein erfahrener Mann antwortete darauf: „Jawohl, das mag von der „idealen“ Frau gelten; doch es gab wohl keine Zeit, wo man die „reale“ Frau, wie sie ist und lebt, nicht gehört hätte.“

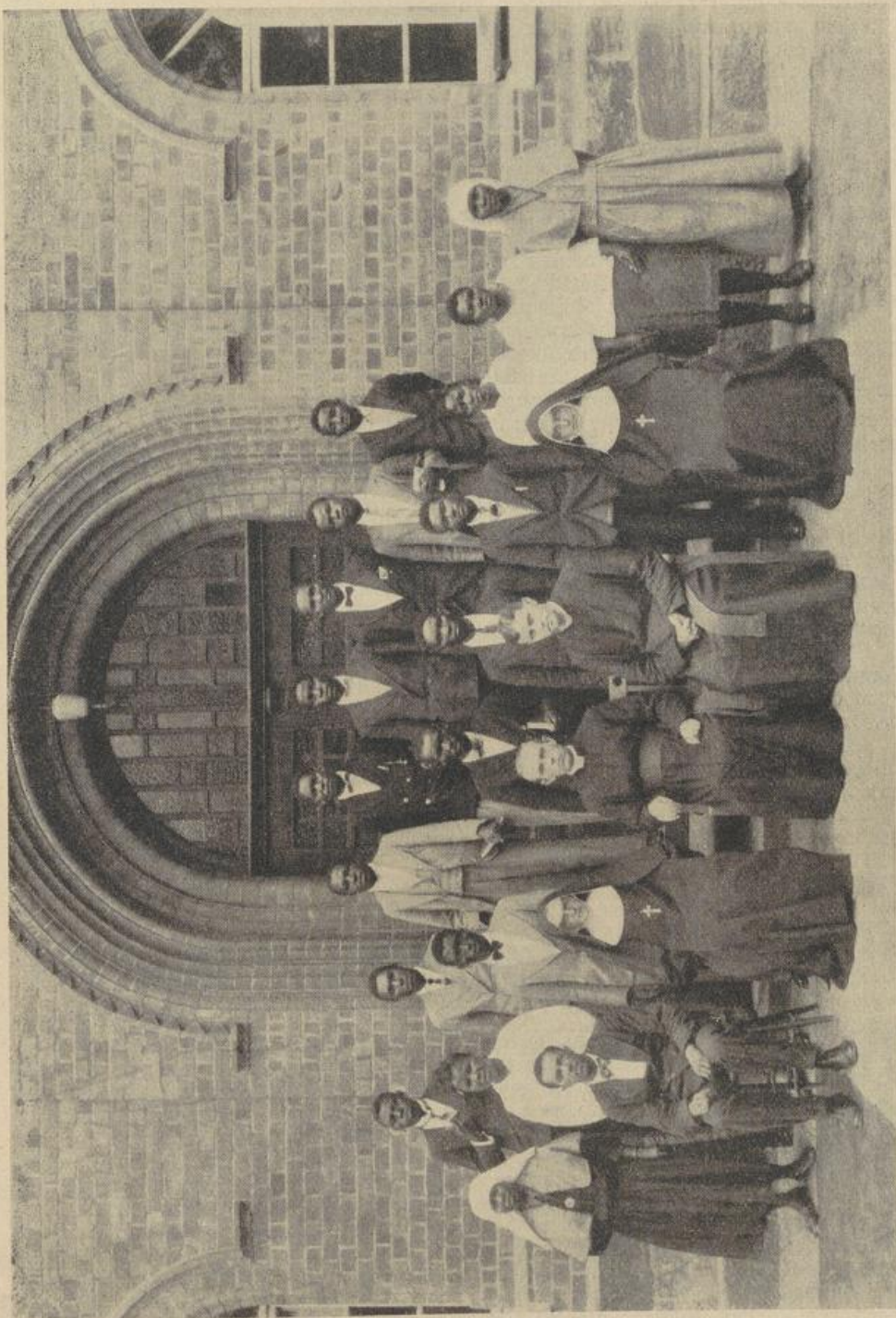
Wir geben zu, daß der vorzügliche Platz der Frau im „Heim“ ist. Doch wir Frauen beanspruchen für uns auch einen Platz im sozialen und öffentlichen Leben, weil wir so gut wie die Männer unsere Rechte und unsere Pflichten im öffentlichen Leben haben. Was den ersten Punkt betrifft, sage auch ich: Eine Frau hat ihre Rechte und ihre Pflichten im Hause. Die verheiratete Frau soll nicht gezwungen werden, weder durch Armut noch durch andere Umstände ihr Haus zu verlassen, um Arbeit zu suchen, damit sie für sich und ihre Kinder den Lebensunterhalt verschaffen kann. In dieser Angelegenheit setzen wir große Hoffnungen auf die E. A. U., daß sie uns hilft, und unsere Männerwelt veranlaßt, sparsam und hausälterisch zu sein, indem sie uns behilflich ist, bei der Einrichtung einträglicher Heimindustrien.

Die Frau hat auch ihre Pflichten im Hause. Sie ist die „Königin“ in ihrem Hause und die Erzieherin der Kinder. Sie ist verpflichtet, ihrem Manne das Heim süß und angenehm zu machen. Doch ihre höchste und edelste Aufgabe ist die Erziehung und Heranbildung ihrer Kinder. Schon als Mädchen ist sie verpflichtet, sich für diesen ihren zukünftigen Stand vorzubereiten. Schon in ihrer Jugendzeit muß sie sich Wissen und christliche Tugenden aneignen für die kommende Aufgabe, damit sie eine vorbildliche Hausfrau wird und eine Erzieherin ihrer Kinder. Auch in dieser Hinsicht versprechen wir uns viel von der E. A. U., die unsere Mädchen entsprechend schulen und Vorsorge treffen wird für die Bedürfnisse unserer Frauenwelt durch die ihr angeschlossenen Mädchen- und Frauenvereine. Wir brauchen solche Mädchen- und Frauenvereine in der E. A. U. gar sehr, besonders da sich hier in Südafrika schon stark kommunistische Einflüsse fühlbar machen. Die Kommunisten versprechen der Frau, ihr die vollkommene Freiheit zu geben, „sie zu befreien.“ Ja freilich, sie geben sie frei „zum Spielzeug der Leidenschaften des Mannes.“ Weiterhin befreien sie sie von allen ihren Pflichten und Obliegenheiten. Im kommunistischen Staate Rußland gibt es keine wahre Ehe mehr, sondern nur noch die sogenannte freie Liebe. Mann und Frau kommen zusammen und lassen sich nach Belieben wieder scheiden. Deshalb gibt es im kommunistischen Rußland nichts, das man ein eigentliches Familienleben nennen könnte. Die Frau und ihre Kinder sind alleiniges Eigentum des Staates. So ist diese kommunistische Freiheit die tiefste Erniedrigung und satanische Verflavung der Frauenwürde. Deshalb müssen wir alle die E. A. U. unterstützen, die die Bestimmung hat, die kath. Prinzipien zu beschützen und somit auch die Rechte der Frau.

Es war die Kirche Jesu Christi, die katholische Kirche, die der Frau ihre Würde wieder gab, und sie befreite von der Schreckensherrschaft des Heidentums. Wir kath. Mädchen und Frauen werden jederzeit Widerstand leisten gegen alle Bemühungen, die uns unsere Frauenwürde rauben wollen. Deshalb mögen sich alle kath. Mädchen und Frauen der E. A. U. anschließen, der Verteidigerin der Rechte und der Würde der Frau.

Darf ich noch einige Worte zum zweiten Punkte meines Vortrages sagen? Die christliche Frau hat auch ihren Platz im sozialen und öffentlichen Leben eines Volkes. Der Schöpfer hat die Frau nach dem Ebenbild des Mannes gebildet. Niemand soll ihr diese menschliche Gleichwertigkeit mit dem Manne absprechen und sie auf eine niedere Stufe im sozialen Leben stellen. So will ich beispielsweise nur eines erwähnen: Im Heidentum hat das Mädchen soweit das soziale Leben in Betracht kommt, keine Rechte, nicht einmal das Recht, ihren Lebensgefährten zu wählen. Sie ist lediglich Eigentum des Vaters oder des Vormundes. Das ist heute nicht mehr der Fall unter der christlichen Regierung. Aber auch heute wird das Mädchen oft seiner Rechte beraubt. Sobald ein Mädchen einem jungen Manne verlobt wird, ist sie nach der „öffentlichen Meinung“ sein Eigentum und ist verpflichtet alles zu tun, was er will.

Das ist eine erniedrigende Sklaverei für uns Mädchen, und bringt große sittliche Gefahren mit sich. Auch macht dieses es uns äußerst schwer, ein reines Leben als christliches Mädchen zu führen. Die Ursache für diesen Mißstand liegt darin, daß die Eltern der Mädchen die Verlobung zu einem einträglichen Geschäft machen, indem sie von den Freiern alle möglichen Extragaben fordern.



Der eingeborene Lehrkörper des Klosters Mariannhill

Folglich beanspruchen die Freier das Recht über die Mädchen vom Tage der Verlobung an. Wir kath. Mädchen müssen diesem erniedrigenden Handel mit den Rechten, die unserer Person zustehen, entgegenreten.

Doch eine Frau hat nicht nur soziale Rechte, sondern auch soziale Pflichten. Da gibt es schwierige Probleme zu lösen, und manche verderbliche Bestrebung, die sich die Vernichtung der christlichen Zivilisation zum Ziel gesetzt hat, zu hemmen. Deshalb soll jeder seine Kraft einsetzen, die Frau so gut wie der Mann. Die Mädchen- und Frauenvereine sollen die C. A. U. folgenderweise unterstützen: 1. Durch aktive Teilnahme an der Weiterführung der verschiedenen Bestrebungen der C. A. U., 2. Durch ihre Beiträge, mögen sie auch noch so klein sein.

Meine lieben Kolleginnen! Denken Sie doch an die allerseeligste Jungfrau Maria. Auch sie schloß sich nicht immer in ihr Zimmer ein, sondern ging auch zuweilen in die Öffentlichkeit. Denken Sie daran, wo sie über das Gebirge ging, um ihrer Base Elisabeth zu dienen. Stellen Sie sich sie vor wie sie am Fuße des Kreuzes stand, an dem ihr göttlicher Sohn hing, inmitten des heulenden Pöbels. So müssen auch wir, liebe Kolleginnen, hervortreten, um unseren Mitmenschen zu helfen, oder Jesus Christus und seine hl. Kirche zu verteidigen, oder um für die Wohlfahrt unseres Volkes und unseres Landes zu arbeiten.

Daher stelle ich folgende Anträge:

1. Daß die Generalversammlung der C. A. U. an die kirchlichen Behörden herantrete und bitte, daß sie überall Gründungen von Mädchen- und Frauenvereinen veranlasse, als Zweigvereine des Verbandes C. A. U.

2. Daß die Generalversammlung von den kirchlichen Behörden verlange, die große Erniedrigung, der wir Mädchen ausgesetzt sind durch den unseligen Handel, welcher gelegentlich einer Verlobung von Seiten der Eltern noch ausgeübt wird, öffentlich zu mißbilligen. Nur der gesetzliche Brautpreis darf angenommen werden, sonst nichts.

3. Ferner bitte ich um die Anregung, daß die Generalversammlung die Zweigvereine anleite den Mißbrauch, neben dem Brautpreis noch die sogenannte Extragaben zu verlangen, zu bekämpfen.

Dieser Vortrag war hauptsächlich für die Aufklärung unserer Frauenwelt bestimmt. Doch sind unglücklicherweise sehr wenige von ihnen hier. Ihre Pflicht ist es, meine Herren! ihnen Interesse beizubringen für solche Versammlungen, wo sie etwas von ihren Pflichten, die sie als gute Bürgerinnen haben, hören.

Glauben Sie mir, daß Sie nicht gar weit vorankommen werden, wenn Sie uns Frauen zurücklassen. Wir werden euch bald auf unser Niveau herabzerren, denn wir sind ein schweres Gegengewicht.

Darum ist das beste, es zu versuchen, uns mitgehen zu lassen. Und wir werden eine erfolgreiche Nation werden.

Allerlei Vegetarisches aus Südafrika

Von einem Mariannhiller Missionsbruder

(Fortsetzung)

Weizen ist eine Feldfrucht, welche nur im Hochlande gedeiht. Dort wird er ziemlich viel angebaut, denn importierter Weizen kommt zu teuer. Er wird wie in Europa im Herbst gesät, (hier ist diese Zeit Februar-März), und geerntet wird er vor oder auch nach Weihnachten je nach der Gegend. Weizen ist hierzulande noch viel mehr dem Roste ausgesetzt als in Europa. Kurz vor der Ernte sind kleine Vögel sehr schädlich für ihn, da sie den milchigen Saft aussaugen. Diese kommen in Scharen und können ganze Felder ruinieren. Außer Hagel und Trockenheit hat er weiter keine bemerkenswerte Feinde. Roggen wird weniger angebaut; wenn er angebaut wird, so benützt man ihn als Schafweide während der Wintermonate. Gerste habe ich auch noch nicht viel gesehen, sie wird aber stellenweise gebaut. Sie wird gebrannt (geröstet) und dann als Kaffee gebraucht, wenigstens machen es die Mariannhiller so. Hafer wird viel mehr angepflanzt, weniger wegen der Körner, sondern als Winterfutter für das Vieh, besonders für Milchkühe. Er wird zwischen den Mais gesät und wenn dieser geerntet ist, läßt man

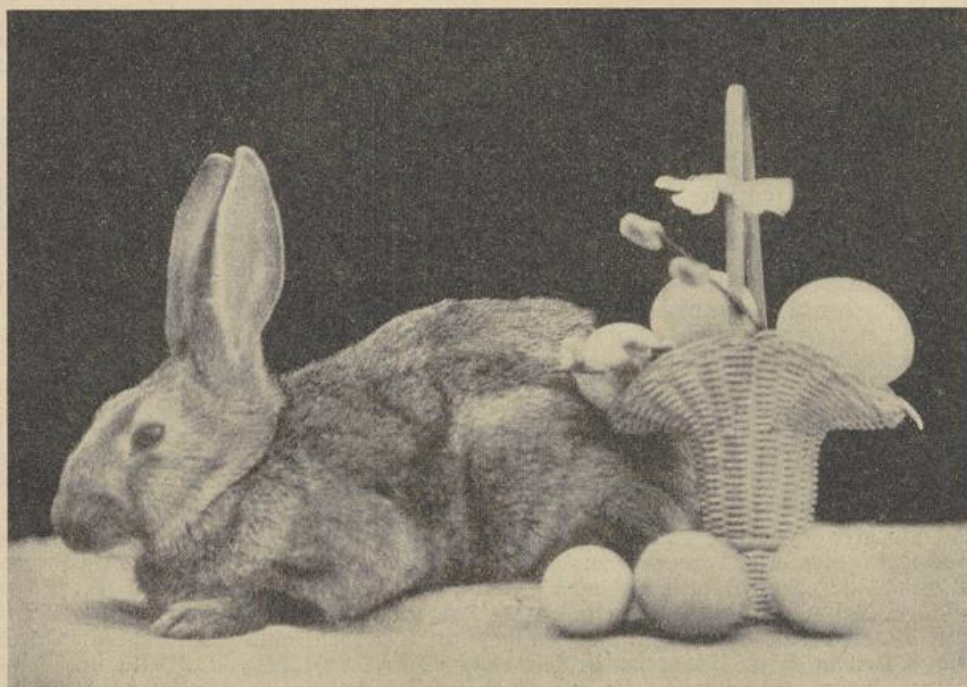
das Vieh den grünen Hafer abweiden. Er ist sehr gut für Rühe, da im Winter alles Gras dürr ist. Natürlich muß ein Teil des Hafers stehen bleiben bis zur Reife, um wieder Samen zu bekommen.

Rüben: Für die Wintermonate werden viele Rüben usw. gepflanzt um für die Milchkuhe etwas saftiges zu haben. Kale ist eine Art Kraut, macht aber keine Köpfe, sondern hat nur viel Blätter. Die Stengel sind lang und fleischig (rübenartig), so daß sie das Vieh den Blättern vorzieht. Manche pflanzen auch eine Art Raktus, der keine Dornen hat, als Futter für das Vieh, besonders für Schafe.

Orangen: Eine vielfach angepflanzte Frucht in Südafrika ist Orange. Sie wächst an der Küste und im Mittelland; aber auch im Hochland gibt es Gegenden, in welchen sie vorzüglich gedeiht. Es sind dies Niederungen, Täler, in denen es wärmer ist als auf den höher gelegenen Stellen. Südafrika hat bereits einen starken Handel mit Orangen, fast alle werden nach England exportiert. Auch im Lande werden große Mengen verbraucht, denn es gibt große Länderstrecken, wo sie nicht gedeihen. Ein Orangenbaum ist ein imponierender Anblick, besonders für den Neu-ling. Das Laub ist dunkelgrün und die runden gelben Früchte daran nehmen sich recht gut aus. Hier in Centocow gedeihen die Orangen sehr gut, ja sie sollen sich für den Export besser eignen, als die an der Küste gewachsenen, da sie härter sind. Da wir hier schon junge Orangenbäumchen gezogen, will ich etwas näher auf die Sache eingehen. Orangen werden hier in Südafrika fast ausschließlich auf Lemon-wildlinge veredelt. Okkulieren wird dabei angewandt. Die Wildlinge, welche ze- bis drei Jahre alt sind, wenn sie veredelt werden, sind von Samen gezogen. Die zwei Hauptsorten, welche am meisten gepflanzt werden, sind Washington, Navel und Valencia Late. Die erste ist sehr schmackhaft, reift früh aus und hat keine Samenkörner, letztere reift sehr spät und erzielt deswegen gewöhnlich hohe Preise. Im großen Ganzen ist aber Washington Siegerin. Es gibt auch noch andere Sor- ten, die aber mehr lokal sind. Stellenweise gibt es viele Seedlings, d. h. Pflanzen, die von Samen gezogen wurden, ohne veredelt worden zu sein.

Da im Lande nicht alle Orangen aufgebraucht werden können, wird eine große Menge exportiert. Dieser Exporthandel hatte viele Schwierigkeiten durchzumachen. England will nur prima Orangen und da hat es im Anfang oft ziemlich gehap- pert. Die Früchte waren oft zu schlecht, versauten während der Seereise und kamen zu grün an. Nur die Preise sind nicht immer befriedigend und das wird wohl so bleiben. Lemons werden nicht viel gepflanzt. Naartjes, eine kleine Sorte von Orangen, sind mehr für den Hausbedarf und für die hiesigen Märkte und werden in kleineren Mengen ausgeführt. Von den Orangen werden jetzt jährlich über 800 000 Kisten, jede zu 100 bis 200 Früchten, exportiert.

Eine Orangenplantage sollte niemals ohne Bewässerungsvorrichtung ange- legt werden, da dieselben zum großen Teil während der trockenen Jahreszeit wach- sen und reifen. Auf die Niederschläge allein angewiesen, erlangen die Früchte nie- mals die notwendige Reife. Auch sollte eine solche Anlage an keinem Abhang sein; denn der Boden einer solchen Anlage muß immer von Unkraut rein sein und von Zeit zu Zeit gelockert werden. Geschieht dies an einem Abhang, so nimmt der erste starke Regenschauer alle lockere Erde fort und die Wurzeln liegen frei da, was natürlich den Bäumen schadet. Es gibt mehrere Feinde des Orangenbaumes, der größte und unheilvollste aber ist die Red-scale (*Chrysomphalus aurantii*), eine Schildlausart. In einigen Jahren werden die Bäume von den Tieren gefressen. Spritzen hilft nicht viel, erfolgreicher ist die Räucherung. Zu diesem Zwecke wer- den die Bäume in ein fast luftdichtes Tuch gehüllt, eine Art Segeltuch, und unter diesem werden die Chemikalien gemengt. Man braucht dazu 2 Teile Wasser, 1 Teil Schwefelsäure und 1 Teil Natrium cyanide. Das Wasser wird zuerst hin- eingetan, dann die Schwefelsäure und zuletzt das Cyanide. Bei der Zugabe des Letzteren entsteigt der nun warmen Flüssigkeit ein Gas, welches für alles Lebende tödlich ist. Bei Anwendung desselben muß man sehr vorsichtig sein, daß sich die Leute nicht selbst vergiften, entweder durch Einatmen des Gases oder durch das Cyanide selbst. Die Schwefelsäure hat weiter das Able, daß sie alles verbrennt, was mit ihr in Berührung kommt. Daher muß immer Vorsicht angewandt werden, daß sie nicht ans Segeltuch kommt



Fröhliche Ostern!

Eine andere Krankheit, citrus cancer (*bacterium citri*) tauchte auch einmal auf: diese wurde aber im Interesse der Industrie von der Regierung unterdrückt. Obwohl es jetzt schon Jahre her sind, daß diese Krankheit aufkam, so sind doch immer Inspektoren angestellt, welche fortwährend beobachten, ob sie noch im Lande ist. Würde sich nämlich die Krankheit im Lande festsetzen, so würde kein Orangen produzierendes Land mehr erlauben, daß südafrikanische Orangen eingeführt würden und das wäre für das Land ein unberechenbarer Schaden. Zum Schluß will ich noch erwähnen, daß die Orangen, welche nach Europa gesandt werden, vom Garten weg in mit Eis gekühlten Waggonen und im Schiffe in Eiskammern versandt werden. Die Temperatur wird immer gleich gehalten.

Apfel: Apfel gedeihen an der Küste nicht. Es wurden schon manche Versuche damit gemacht, allein ohne Erfolg. Sogar hier im Mittelland wachsen sie nicht gut. Ihre eigentliche Lage ist das Hochland, wo europäisches Klima herrscht. Was den Rang betrifft, so werden die Apfel wohl immer an zweiter Stelle stehen. Trotzdem werden große Mengen ausgeführt und viel im Lande verbraucht. Meist wird wenig gemacht, dafür mehr Dörräpfel. Nur in besonders heißen Gegenden werden die Apfel gedörrt. Man legt sie so lange in die Sonne, bis sie fertig sind. Es gibt hier eine unglaubliche Menge von Apfelsorten. Von allen Ländern wurden sie gesammelt und ausprobiert. So hatten wir hier in Centocow schon 256 verschiedene Sorten. Farmer, welche nur für den Hausbedarf Obst ziehen, wünschen verschiedene Sorten, meist solche, die sie von Europa her kennen. Für den Handel aber kommen kaum mehr als ein halbes Duzend in Betracht. Bäume dieser Sorten werden von großen Apfelzüchtern zu Tausenden gepflanzt. Es gibt auch eine Menge Baumschulen in der Union, mehr als 140, die Orangen- und Waldbaumschulen nicht eingerechnet. Auch wir haben eine solche hier in Centocow und deshalb will ich näher darauf eingehen.

Die Wildlinge werden bei uns hier nicht von Samen gezogen, sondern durch Ableger. Eine gewisse Sorte, Northern Spy genannt, wird hierzu verwandt. Diese Sorte wurde gewählt, weil die Blutlaus nicht an diese geht und somit die Bäume

wenigstens nicht an den Wurzeln von denselben belästigt werden. Aber dem Boden kann sie leichter bekämpft werden. Ruten von 3—5 Fuß Höhe werden niedergelegt und mit Erde bedeckt. Während der Wachstumsperiode treiben sie aus und da diese Schößlinge durch die Erde sich durcharbeiten müssen, formen sie an der Basis Wurzeln. Bei der folgenden Pflanzzeit werden nun alle Schößlinge abgeschnitten und ausgepflanzt, um im nächsten Herbst veredelt zu werden.

Birnen: Birnen werden auf Birnwildlingen veredelt, selten auf Quitten. Am besten gedeihen sie im Hochland, aber auch im Mittelland geht es noch. Der Menge nach wird nicht so viel gepflanzt wie Äpfel. Auch werden sie exportiert.

Pfirsiche: Pfirsiche werden viel gepflanzt und verschickt, obwohl sie sich nicht lange halten. Sie werden deshalb unreif gepflückt und während des Transportes in Kühlkammern aufbewahrt. Nur so ist es möglich, daß sie in gutem Zustand nach Europa kommen. Das gleiche ist der Fall bei Aprikosen und Pflaumen. Eine besondere Pfirsichart sind die Nektarinen; glattschalig, aber im übrigen den anderen Pfirsichen gleich.

Aprikosen: In gewissen Gegenden werden viel Aprikosen gepflanzt. So las ich schon von einer Anlage von 130 000 Bäumen. Die Aprikosen werden vielfach ausgeführt, zum größten Teil aber an der Sonne getrocknet wie die Äpfel.

Pflaumen: Europäische Pflaumen gibt es in Südafrika nicht viel umso mehr die sog. japanesischen Pflaumen. Diese sind nicht so schmackhaft wie die europäischen, wohl aber viel größer und tragen auch viel besser. Es gibt Hunderte von Pflaumenarten. Auch alle Abstufungen vom Geschmack kann man finden. Manche reifen sehr früh, andere wieder spät und werden so groß wie eine Rinderfaust, so daß man an einer fast satt werden kann.

Mandeln: In den letzten Jahren wurden vielfach Mandeln gepflanzt. In unreifem Zustand sehen sie den Pfirsichen ähnlich. Es gibt hartschalige und solche, die eine ganz zarte Schale haben; letztere sind bevorzugt.

Quitten: Diese wurden in alter Zeit vielfach als Hecken benutzt und die Früchte im Haushalt verwendet oder auch verkauft. Die Engländer machen dieselben gern ein. Größere Anlagen gibt es nicht.

Kirschen: Solche gibt es nur im Hochland und auch dort nicht viel. Ein Handelsartikel wie in Europa sind sie nicht.

Walnüsse: Diese gibt es nur im Hochland Haselnüsse werden auch gepflanzt, die Frucht blieb aber bis jetzt aus. Eßbare Kastanien gibt es mancherorts viel. Beacon-nuß sind eine amerikanische Sorte von Nüssen, die aber nur stellenweise gepflanzt werden.

Brombeeren: Von diesen gibt es verschiedene Sorten. Sie wachsen wie das Unkraut Europäische Stachel- und Johannisbeeren soll es nur im Hochland geben aber nur in kleinen Mengen.

(Fortsetzung folgt)

Missionspost

Von Br. Casimir, RMM., Missionsstation Lourdes

Wie ein weißer Heide im schwarzen Afrika mit kirchlichen Ehren empfangen wurde

Der in der Nähe der Missionsstation Clairvaux wohnende weiße Farmer G. F. ist ein sonderbarer Kauz. Barfuß mit aufgestülpter Hose und Hemdärmeln erstere vielleicht vor einem Jahre einmal gewaschen. Mit einem alten Hut auf dem Kopfe gleicht er genau einem Schwarzen, seine weiße Haut angenommen. Ob er wohl getauft ist? Möglicherweise hat ihn ein Prediger irgend einer Sekte einmal Wasser über den Kopf gegossen. Ich hatte Gelegenheit, mit dem sonst guten Manne 7 Jahre zu verkehren; aber eine Spur von Religion fand ich nicht an ihm. Da er des Lesens und Schreibens unkundig war, bat er mich oft um Hilfe; wollten wir ihn los haben, so lenkten wir das Gespräch auf die Religion, und fort war er. Nun diesem Heiden wurde einmal kirchliche Ehren zuteil und das kam so.

Ich war in Clairvaux stationiert. Schon lange harrten wir auf die Nachricht, daß der Hochwst. Herr Bischof Henry Dellale auf unserer Station das hl. Sakrament der Firmung spenden wolle. Da eines Tages kam ein Telegramm: „Erwartet mich in Impendhle.“ Am gleichen Tage bestieg ich mein Köhlein, und das Pferd meines Obern am Zügel führend, trabte ich gemächlich dem Ziele Impendhle entgegen. Endlich kam die Postkutsche an. Ich näherte mich und anstatt des Hochwst. Herrn Bischofs trock der Farmer G. F. an das Tageslicht, der sich heute in Gala geworfen hatte. Ich war anfangs überrascht. Er klagte mir seine Not, sein Wagen sei ihm auf der Straße zusammengebrochen und da habe er die Postkutsche benützt. Nun stehe er hilflos ohne Pferd da, 10 Meilen von seiner Heimat. Freudig nahm er mein Anerbieten, mein Pferd zu besteigen, an. Ich bestieg das andere Pferd und nun trabten wir der Station Clairvaux entgegen. Als wir den Rücken des Impendhle-Berges erreicht hatten, wo wir von den Unsrigen gesehen werden konnten, da fing es an zu krachen und zu böllern, daß es eine Art hatte. Der Grenze unserer Farm nahe gekommen, nahm die Gaudi noch zu. Die Schwestern erschienen mit weißgekleideten Mädchen, welche Girlanden trugen, Hochw. P. Rektor kam mit Rochet und Stola an das Fenztor und war nicht wenig überrascht, dem Farmer G. F. statt den Bischof zu empfangen. Lachend näherten wir uns der Station und spannend erwarteten Schwestern und Kinder den hohen Besuch. Unbeschreiblich waren die Gesichter, als unser Farmer statt des Bischofs vom Pferde stieg. Der Hochwst. Herr hatte infolge eines Mißverständnisses an der Bahn die Postkutsche nach Impendhle nicht mehr angetroffen. Acht Tage später traf ich Er. Gnaden wirklich in Impendhle und geleitete ihn nach Clairvaux. Es war ein Freudentag für uns alle. Ob unser Nachbar sich dieses zur Ehre angerechnet, weiß ich nicht.

Die schwarzen Kinder Abrahams

Unser nun in Gott ruhender Hochw. P. Remigius Blümlein war trotz seines vorgerückten Alters ein eifriger Missionar, der keinem jungen Vater an Seelen-eifer nachstand. Fast täglich bestieg er seinen Ponny, um seine Missionsfahrten nach allen Seiten auszudehnen und Katechesenstellen zu errichten. Es war köstlich, zu sehen, wie sein langer Bart in zwei Hälften ihm über die Schultern wehte.

Eines Tages kam er zu einigen Kraalen hinter den Impendhle-Bergen, wovon einer ihm besonders geeignet schien zu einer Katechesenstelle. Er ging hinein und stellte sich der anwesenden Frau als katholischen Missionar vor. Da kam er aber schön an. Die anständig gekleidete Frau erklärte kurz und bündig: „Wir wollen keinen katholischen Missionar, wir sind Kinder Abrahams.“ Der gute Vater war starr vor Staunen und wußte die Worte nicht zu deuten. Er dachte, ja, gibt's denn auch schwarze Juden hier? Hier in Afrika ist in dieser Hinsicht viel möglich. Da gibt es alle möglichen Sekten mit Predigern, sogar ein leibhaftiger Türke, dessen Wiege in Konstantinopel gestanden, bemüht sich seinem Propheten Schüler zu gewinnen. Der Glaubenseifer dürfte wohl weniger die Triebfeder sein, wohl aber die Geldopfer seiner zukünftigen Jünger Mohammeds. Der immer zu heiteren Scherzen aufgelegte Vater fragte: „Ia seid ihr denn schwarze Juden?“ Nach scharfem Protest ob solcher Zumutung schenkte ihm die Frau, wie man sagt, reinen Wein ein. Die Leute waren nämlich Wesleyaner, deren Mission sich in der Nähe des Impendhle-Berges befindet; ihr weißer Prediger wohnt im nahen Städtchen Bulwer. Seine Stelle vertritt ein schwarzer Gehilfe schon seit mehr als 30 Jahren mit Namen Abraham. Er hatte die Meisten seiner Schäflein getauft und sie hängen mit großer Liebe an dem alten guten Manne und geben ihm den Namen Baba, Vater. Seine Gehilfen heißen sie einfach Lehrer. Die Leute nennen sich noch heute Kinder Abrahams. Wir lachten noch lange über dieses Mißverständnis, über die schwarzen Kinder Abrahams.

Die Vermehrung der Ordensberufe ist ein Segen für die Kirche

Im Banne der Ngil

Von Hermann Skolaster
Nachdruck verboten! — (Fortsetzung)

3ulekt wurden auch die Haus- und Küchengeräte herbeigeholt. Tischdecken, Stiefel, Stühle, Kochtöpfe, Bettwäsche und Kleider, Bilder und Bücher, Petroleumlampen, Spiegel und Uhren; die Badewanne und die durchbrochenen Gardinen hielt man nicht des Mitnehmens wert.

Als sämtliche Gebäude ausgeräumt waren, gab Dende Befehl, Holz herbeizutragen. Sogleich eilten etwa dreißig Männer davon, den Auftrag auszuführen. Das trockene Reisig war schon tags vorher zusammengefaßt und in Bündel geschnürt. Zehn davon kamen in den Verkaufsraum unter dem Wohnhaus, zehn in den Vorratsschuppen, der Rest wurde in die Nebengebäude verteilt.

Eine Frau kam aus dem Dorfe gerannt und erzählte, daß ein Schiff sich der Küste näherte. Die Nachricht brachte einige Verwirrung unter die Leute. Die Störung war unangenehm. Wollten die Europäer den Weißen befreien?

Der Häuptling ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. „Was geht mich das Schiff an?“ sagte er, „ich habe hier anderes zu tun.“ Er ließ die Männer in langen Reihen Aufstellung nehmen. Dann verteilte er die Beute.

Alle wurden gleichmäßig bedacht. Nur ihm fiel ein größerer Teil als den andern zu. So war es altes Recht. Und niemand beneidete ihn darum; sie hatten alle genug. Sie packten die Sachen in Kisten, Säcke und Ballen und trugen sie davon. Manche mußten mehrmals hin und her gehen, ehe sie das leicht erworbene Gut in Sicherheit gebracht hatten.

Bevor Dende den Platz verließ, gab er Befehl, die Häuser in Brand zu stecken. Man riet ihm ab. Das Feuer würde die Weißen herbeilocken. Dende ließ sich nicht beirren. Der Befehl wurde ausgeführt.

Millner wurde von vier Männern ins Dorf getragen. Die Senegalesen ließ man liegen.

Auch Mtonga war bei der Verteilung der Beute zugegen. Was ihm der Häuptling gab, schob er andern zu. Nur zwei Flaschen Whisky aus dem persönlichen Bestand Millners behielt er für sich. Es geschah nicht ohne besondere Absicht. Als einer der letzten verließ er den Hof. Die Reisigbündel standen schon in Flammen.

Der Rauch drang durch Türen und Fenster ins Freie. Noch einmal kehrte er um und nahm den beiden Senegalesen die Fesseln ab.

Langsam und nachdenklich ging er den andern nach ins Dorf zurück.

Johnson hatte sich selbst ans Steuer gesetzt. Schon als junger Seekadett war es sein größtes Vergnügen, wenn er irgend welchen Dienst im Boot auf hoher See ausüben durfte. Er wußte, wie man sich in der Brandung zu benehmen hat, und benützte jede gegebene Gelegenheit, um in Übung zu bleiben.

Die sechs Matrosen griffen tüchtig aus. Da die Wellen, genau von Westen kommend, hier schräg gegen die Küste liefen, hielt Johnson ein Stück südlich von der Brandstätte auf den Strand zu. Er war in dieser Gegend noch nie an Land gewesen, hatte aber von Bord aus gesehen, daß sich vor der Faktorei ein langer, ebener Strand hinzog, wo die Landung nicht durch Felsblöcke gefährdet war. Sobald das Boot in den Bereich der weißgekrönten Wellenberge kam, änderte er die Fahrtrichtung. Eine große Woge nahm das Fahrzeug auf ihren breiten Rücken und trug es rollend und grollend, zischend und sprühend auf den weißen Sand des Ufers.

Johnson hatte erwartet, hier einer wild erregten Menge gegenüberzutreten zu müssen. Aber der ganze Strand lag wie ausgestorben da. Nur von dem Maat begleitet, schritt er dem Plage zu, wo der Rauch die Brandstelle verriet.

Das Feuer hatte seine Schuldigkeit getan. Die Häuser waren eingestürzt. Nur an den dicken Hartholzpfeosten leckten noch Flammen hoch. Die trockenen Bretter der Wände und das Mattendach hatten sie schnell verzehrt. Auf dem Hof saßen die beiden Senegalesen neben ihrem erschossenen Gefährten. Erfreut standen sie auf, als sie die Europäer kommen sahen; denn mit ihnen erschien die Rettung aus der Not.

„Wo ist euer Herr?“ fragte der Offizier.

„Sie haben ihn ins Dorf genommen“, war die Antwort.

„Dann kommt mit und zeigt uns den Weg, der zum Dorfe führt.“

„Herr, ihr zwei wollt hingehen? Die Leute sind böse. Sie werden euch umbringen.“

„Wir haben ihnen nichts getan. Warum sollten sie uns töten?“

„Herr, wie du sagst, so ist es. Aber der Weg zum Dorfe liegt vor dir. Du kannst ihn nicht verfehlen, wenn du hier weiter gehst.“

„Ich will mit den Leuten reden, doch ich verstehe ihre Sprache nicht. Du verstehst sie. Deshalb mußt du mitgehen, um zu übersetzen.“

„O Herr, mein Landsmann hier kann die Sprache der Banoho besser als ich.“

„Gut, dann geht ihr beide mit.“

Dieser Aufforderung mußten sie Folge leisten. Es war ihnen aber nicht wohl dabei zu Mut. Sie hielten die Vorsicht entschieden für den schönsten Teil der Tapferkeit und glaubten an das Sprichwort, daß man den Leoparden nicht reizen darf, wenn er Beute in den Krallen hat. Deshalb hielten sie sich, mehr aus Vorsicht denn aus Höflichkeit, hinter den Europäern, um das Weiße zu suchen, sobald es ratsam erschien.

Johnson glaubte seinerseits ebenfalls gut daran zu tun, wenn er dem Häuptling seine Ankunft melden ließ, ehe er ins Dorf ging. Sein plötzliches Erscheinen in der tobenden Volksmenge konnte leicht mißverstanden werden, zumal er ihre Sprache nicht verstand. Das Rasseln der Trommeln und der Lärm ließen unschwer erkennen, daß man dem Dorfe nahe war. Er schickte also einen von den Senegalesen voraus.

„Geh zum Häuptling und sage ihm, es seien Weiße da, die mit ihm sprechen wollen.“

Der Neger ging. Es fiel ihm aber gar nicht ein, Dende selbst aufzusuchen. Vorsichtig näherte er sich der ersten Hütte des Dorfes, und da er sah, daß sie leer war, setzte er sich vor die Tür und wartete, bis jemand käme. Er hatte Glück. Eine alte Frau kehrte, mit Kassadawurzeln und Brennholz beladen, in Begleitung ihrer Tochter aus der Farm zurück. Verwundert über den Besuch, fragte sie nach seinem Begehr.

„Du sollst dem Häuptling sagen, daß Fremde hier sind. Sie wollen mit ihm reden.“

„Dann geh doch selbst hin“, gab sie zur Antwort. „Soll ich alte Frau Botengänge für dich machen?“

„Es ist ein Europäer“, sagte der Se-

negalese, „und er hat es so befohlen. Wenn du nicht gehst, wird er kommen und dich bestrafen.“

„Dann geh du, mein Kind“, sagte die Alte zu ihrer Tochter, „geh und richte die Botschaft beim Häuptling aus. Sonst kommt der weiße Mann und tötet dich und deine alte Mutter.“

„Ich werde gehen“, sprach das Mädchen, stellte seinen Korb auf die Erde und schritt die Dorfstraße entlang dem Versammlungsplatz zu. Der Senegalese trat den Rückzug an. Er hatte seine Aufgabe schlaue gelöst und war sehr zufrieden mit sich selbst.

„Was hat der Häuptling gesagt?“ fragte Johnson.

„Er wird gleich kommen“, entgegnete der Neger. „Aber die Leute sind sehr böse. Da bin ich schnell wieder fortgerannt.“

Johnson war gespannt auf den Empfang. Sicher würde ein großer Teil der Horde, bis an die Zähne bewaffnet, den Häuptling begleiten. Er täuschte sich. Dende war viel zu flug, Furcht zu zeigen, wo er nichts zu fürchten hatte. Nur zwei Männer waren bei ihm, wie es seiner Würde entsprach. Sie waren unbewaffnet.

„Ich wußte, daß ihr kamt. Meine Leute hatten euch gesehen. Was wollt ihr?“ So sprach der Häuptling.

„Wir wollen euch fragen“, ergriff Johnson das Wort, „warum ihr den Weißen gefangen und die Faktorei verbrannt habt?“

„Das mußte geschehen, Herr, nach Recht und Gesetz. . . . Herr, du sollst alles erfahren.“

Und nun begann der Häuptling zu erzählen, wie Willner zu ihm gekommen und Aufnahme bei ihm gefunden, wie er die Faktorei erbaut und seine Leute dabei geholfen. Sie hätten bei dem Weißen gekauft und verkauft und ihn wie einen Freund gehalten. Willner aber habe ihr Gesetz übertreten, indem er das Weib eines Mannes ohne dessen Einwilligung zu sich genommen. Nachdem man ihn dafür verurteilt, habe er sich geweigert, Genugtuung zu leisten. Da sei ihm, dem Häuptling, nichts anderes übrig geblieben, als mit Gewalt zu strafen, wo mit Güte nichts zu erreichen war.

Der Offizier hatte erst gelangweilt, dann aufmerksam zugehört. Im Stillen mußte er dem Häuptling recht geben. Wer sich in einem fremden Lande niederläßt, muß die dort bestehenden Gesetze beobachten. Wer das nicht tut, macht sich strafbar. Gewiß, Dende hatte das Recht

auf seiner Seite. Aber es handelte sich um einen Landsmann, den man nicht gern im Stiche läßt. Hatte er sich verfehlt, so war er wohl auch schon genug gestraft. Sein Leben mußte man zu retten suchen. Johnson wollte vermitteln.

„Es ist wahr“, sagte er, „der Weiße hat Unrecht getan. Ihr durftet ihn dafür bestrafen. Das habt ihr getan. Ihr habt seine Häuser verbrannt und alle seine Waren genommen. Das ist aber auch genug.“

„Nein, Herr“, entgegnete Dende, „das ist nicht genug. Er ist auch der Sklaverei versallen, und es liegt nicht mehr in meiner Macht, ihn davon zu befreien.“

„Aus der Sklaverei kann man sich loskaufen. Nenne den Preis, den ihr haben wollt.“

„Nein, Herr, du bist im Irrtum. Es ist nicht so, wie du sagst. Vor einigen Tagen hätte er sich noch loskaufen können, doch jetzt ist es zu spät.“

„Was werdet ihr mit ihm tun?“

Der Häuptling konnte die Antwort nicht gleich geben, denn im selben Augenblick sprengte ein Reiter von der Faktorei her mit verhängten Zügeln heran. Als er die kleine Gruppe erreichte, sprang er vom Pferde und stellte sich vor.

„Cotmann, Faktoreileiter bei Hatton und Co. in Bapuhu.“ Dann fuhr er, ohne die beiden Seeleute weiter zu beachten, gegen den Häuptling los.

„Wo ist Mister Millner? Wer hat die Faktorei in Brand gesteckt? Habt ihr Hunde das getan? Rede, wo habt ihr den Weißen hingebacht?“

„Wir sind keine Hunde, Herr, denn wir bellen nicht. Die Faktorei haben wir angezündet, und der Weiße ist bei uns“, sagte Dende in würdevoller Ruhe.

„Was, du Schwein, du willst noch frech sein?“ Cotmann faßte seine Reitpeitsche und holte zum Schlage aus. Johnson hielt ihn zurück.

„Halt, verehrter Herr, Sie werden gut tun, sich zu mäßigen und einen höflichen Ton anzuschlagen. Mister Millner befindet sich in den Händen dieser Leute, und mit Grobheiten werden Sie ihn nicht daraus befreien.“

„Ach was, ich kenne diese Bande. Sie sollen ihn herausgeben, sofort.“

„Das können Sie ihnen zehnmal befehlen. Sie werden es nicht tun.“

Je mehr sich Johnson bemühte, ruhig zu bleiben, desto mehr regte Cotmann sich auf. Das Kriegsschiff liegt drau-

ßen“, sagte er. „Unsere Flagge muß uns schützen, Herr Leutnant.“

„Kapitänleutnant, bitte“, verbesserte Johnson.

„Schön, also Herr Kapitänleutnant! Sie sind doch wohl von Bord gekommen, um uns hier Recht zu schaffen gegen diese Schweinehunde.“

„Dann müßte ich leider gleich wieder kehrt machen, denn Ihr sauberer Herr Kollege ist im Unrecht.“

„Ganz egal. Ich meine, wir sind Landsleute und müssen zueinander stehen, wenn Not am Mann ist.“

„Aller Achtung wert. Aber in Ihrer Art kommen wir nicht zum Ziel.“

Allmählich schien Mister Cotmann das auch einzusehen. Er schlug einen bescheideneren Ton an. „Ist ja schlimm genug, daß dieser Millner sich so verhaßt gemacht hat. Aber was sollen wir nun tun, um ihm zu helfen?“

„Wir müssen den Leuten gut zureden. Vielleicht hilft am Ende auch noch der Hinweis auf unsere Soldaten an Bord, obgleich ich fürchte . . .“

„Aber ja, ja, das hilft ganz gewiß, Herr . . . Herr Kapitänleutnant. Tun Sie, was Sie tun können. Bringen Sie Millner frei, . . . fünfzig Pfund würde die Firma wohl bewilligen. Ich würde es befürworten, und die Firma . . .“

„Danke, mein Herr“, unterbrach Johnson mit ablehnender Handbewegung. „Ich bin kein Krämer. Ich tue meine Pflicht, obwohl der Mann, für den ich mich hier bemühe, es nicht verdient.“

„Nun ja, auch der ideale Standpunkt ist schön“, spöttelte Cotmann. „Aber meine Gegenwart ist dann wohl nicht mehr nötig. Millners Angelegenheit liegt ja, wie ich sehe, in guten Händen. Empfehle mich den Herren bestens.“ Damit schwang er sich aufs Pferd und jagte nach Bapuhu zurück.

„Das ist 'ne Mudel!“ sagte der Maat, der bis dahin stummer Zuschauer gewesen war.

„Gott sei Dank, daß wir ihn los sind. Der ist um kein Haar besser als sein Kollege. Was muß das schwarze Volk von Europa denken, wenn es solche Vertreter sieht!“

„Solche Leute sollte die Firma nicht herauschicken.“

„Ja, bester Maat, andere gehen nicht hierher. Wer zu Hause bleiben kann, tut es. Hoffentlich wird das bald anders. Es wäre ein Segen für uns und die Neger. Nun“, fuhr er, zu Dende gewendet, fort,

„einen Peitschenhieb habe ich dir wenigstens erspart.“

„Ich weiß es, Herr, und ich danke dir. Doch ihr könnt ins Dorf kommen, um mit meinen Leuten zu reden. Ihr seid meine Gäste. Wenn ihr auch Weiße seid, so sehe ich doch, daß ihr gerecht denkt.“

„Werden deine Leute auf mich hören?“ fragte Johnson im Tone des Zweifels.

„Sie werden hören, was du sagst, und du wirst hören, was sie sagen. Du wirst bei mir bleiben, wenn du willst, oder auf dein Schiff zurückkehren, wenn es dir gefällt.“

„Ich denke, Herr Kapitänleutnant, wir können ruhig mitgehen. Im Dorfe ist wohl ebensowenig Gefahr für uns wie hier. Wenn die Leute etwas Böses im Schilde führten, hätten sie uns sicher schon ganz anders empfangen.“

„Recht haben Sie, Maat!“

„Und vielleicht können wir dem armen Kerl, wenn er auch ein Schuftikus ist, doch noch helfen.“

„Wollen es hoffen, Maat. Also vorwärts marsch!“

Wilber Gesang wogte über den Dorfplatz. Hölzerne und fellbespannte Trommeln wurden gerührt. Nach ihrem Takte tanzte die Menge. Mehr als dreihundert Menschen jeden Alters und Geschlechts waren versammelt.

In der Mitte des Dorfplatzes war ein Galgen errichtet. An den einen Pfahl war Millner gebunden, an dem andern, ihm gegenüber, stand Nyangeli. Beiden hatte man eine Schlinge lose um den Hals gelegt, die am Querbalken befestigt war. Millner war barhaupt, ein Umstand, der allein genügte, seine Lage zu einer hoffnungslosen zu gestalten. Er hielt den Kopf so, daß er wenigstens teilweise vom Querbaum des Galgens beschattet wurde. Doch er fühlte, daß der Irrsinn sein Anteil werden müsse, wenn nicht bald Hilfe kam. Vergebens hatte er die Leute angefleht, ihm seinen Hut zu geben. Sie hatten ihn ausgelacht und gesagt, er brauche am Galgen keinen Staat zu machen. Sie selber waren die Sonnenstrahlen von Jugend auf gewohnt und empfanden die Barbarei nicht, die sie an dem Europäer verübten.

Zum Zeichen der Sklaverei, der er verfallen war, hatte man ihm den oberen Teil der linken Ohrmuschel abgeschnitten. Das Blut sickerte noch in dicken Tropfen am Halse herab. Millners Gesicht trug

den Ausdruck der Verzweiflung. Stirn und Wangen waren stark gerötet. Sie brannten wie Feuer. Die Augen waren aus ihren Höhlen gequollen und stierten ins Blaue. Er sah nicht mehr, was um ihn vorging. Seine Ohren gellten von dem Geschrei der um ihn tanzenden und johlenden Menge.

Als der Häuptling mit seinen Gästen auf dem Platze erschien, verstummten Trommel und Gesang. Man bildete eine Gasse und ließ die Ankommenden hindurchschreiten.

Johnson war viel zu sehr Mensch, als daß er mit dem trostlosen Schicksal seines wenn auch schuldigen Landsmannes nicht tiefes Mitleid gefühlt hätte. Als Millner, durch die plötzliche Stille aufmerksam gemacht, die Augen erhob und einen englischen Offizier erblickte, glitt ein schwacher Hoffnungsschimmer über sein Gesicht. Sprechen konnte er nicht, denn seine Zunge klebte am Gaumen. Aber sein gebrochener Körper bäumte sich auf in den festgeschnürten Stricken.

Der Häuptling hielt eine Rede an die Menge. Er empfahl die beiden Weißen — die Senegalesen hatten sich wieder davongemacht — ihrem Wohlwollen. Er stellte Johnson als einen gerechten Mann hin, der die Bestrafung Millners gebilligt habe. Auch von der Begegnung mit Cotmann wußte er lang und breit zu berichten. Die Zuhörer riefen wiederholt Beifall. Zum Schluß ermahnte er sie noch, den Weißen mit Achtung anzuhören und ihn nicht zu unterbrechen, denn das schide sich nicht.

Dann ergriff Johnson das Wort. Denke winkte einen etwa zwölfjährigen Jungen herbei. Es war Ebebedi, der bei Millner Hausbursche gewesen war und ziemlich gut Englisch verstand. Er stellte sich neben den Offizier, um seine Worte zu übersetzen.

Johnson wollte sich das Volk geneigt machen. Darum gab er alles zu, was zu leugnen unmöglich war. Dann fuhr er fort: „Der Häuptling hat mir gesagt, daß der Weiße jetzt euer Sklave sei. Ich sehe aber, daß ihr ihn töten wollt. Wenn er noch lange so am Pfahl stehen muß, wird er sterben.“

Der kleine Dolmetscher hatte die Worte kaum wiederholt, als von allen Seiten Einspruch dagegen erhoben wurde.

„Was sagen die Leute?“ fragte Johnson.

„Sie sagen, daß sie ihn nicht töten wollen.“

„Meine Freunde“, begann Johnson wieder, „ich glaube es, was ihr sagt. Ihr wollt ihn nicht töten. Ihr tötet ihn aber doch. Versteht mich recht. Wenn ein Weißer lange Zeit ohne Hut in der Sonne steht, muß er sterben. Wir Weißen haben nicht Haare wie ihr. Wir können die Sonnenhitze nicht ertragen. Wenn ihr also den Weißen nicht töten wollt, müßt ihr ihm seinen Hut geben, sonst stirbt er, noch ehe ihr über seine Zukunft entschieden habt.“

Die Neger machten verwunderte Augen, als sie das hörten. Es war ihnen unbegreiflich. Einige lachten. Andere witterten eine Hinterlist und sprachen es auch aus.

„Gebt ihm den Hut nicht! Der Weiße macht Medizin. Er will ihn befreien.“

Der Häuptling gebot Ruhe.

„Es ist keine Medizin“, sprach Johnson weiter. „Wollt ihr ihm seinen Hut nicht geben, so gebt ihm einen andern. Legt ihm Bananenblätter auf den Kopf. Nur laßt ihn nicht länger so stehen.“

Nun waren auch die Furchtsamen zufrieden. Dende befahl, Millners Tropfenhelm herbeizubringen, und setzte ihn dem Gefangenen auf. Millner warf dem Offizier einen dankbaren Blick zu. Johnson war mit dem Häuptling näher an den Galgen herangetreten. Er sah, daß Millner sprechen wollte. Die Lippen bewegten sich, aber kein Laut kam hervor. Er erriet, was er nicht hörte, und wandte sich an den Häuptling:

„Der Weiße leidet schrecklichen Durst. Laß ihm Wasser zu trinken geben.“

Dende nickte mitleidig mit den Schultern. „Nein, Herr, das kann ich nicht. Soeben habe ich dir eine Bitte erfüllt. Erfülle nun auch mir eine Bitte und verlange von mir nichts mehr für ihn.“

„So werdet ihr ihm nichts zu trinken geben?“

„Nein.“

„Zu essen auch nicht?“

„Auch nicht.“

„Ihr wollt ihn also doch töten. Ihr laßt ihn elend verhungern und verdursten!“ stieß Johnson hervor.

„Wir werden ihn nicht töten. Wenn der Hunger ihn tötet, kann ich nichts dafür. Ob wir ihn töten wollen oder nicht wollen, sterben wird er von selbst. . . . Höre, Herr, ich will dir etwas erzählen, damit du siehst, wie es steht. Der Weiße ist Sklave. An seinem Ohre kannst du es sehen. Ein Sklave muß gehorchen. Hat dieser Weiße gehorchen gelernt? Wer

wird ihn als Sklaven haben wollen? Ich nicht, die andern auch nicht. Ein Sklave, der nicht gehorcht, muß sterben. Früher oder später, das ist kein Unterschied.“

„Aber wenn ihr ihn verschmachten laßt, ist es schlimmer, als wenn ihr ihn gleich tötet.“

„Das mag sein. Doch es geschieht, weil wir ihn nicht töten wollen.“

Gegen diese Negerlogik fand Johnson keine Beweise mehr. Doch, da kam ihm ein Gedanke.

„Häuptling, ich will dir ein Versprechen geben.“

„Rede, Herr, ich höre.“

„Auch wir in England bestrafen jeden, der ein Verbrechen begangen hat. Gib mir den Weißen mit nach England. Ich verspreche dir, daß er zu Hause bestraft wird, wie er es verdient hat.“

„Ich glaube deinen Worten, Herr, aber es kann nicht sein. Hat der Weiße in England Böses getan? Nein, sondern hier. Er muß also auch hier bestraft werden.“

Johnson war ratlos. Gegen diesen dicken Negerschädel war nicht aufzukommen. Er mußte sein letztes Pulver verschießen. Er wußte, es war wirklich das letzte. Schlug auch das fehl, dann war nichts zu machen. Einen andern Ausweg fand er nicht und gab es nicht.

„Häuptling“, sagte er, „hast du schon ein Schiff gesehen wie das da draußen?“

„Nur von ferne. Ich habe aber auch kein Verlangen, es in der Nähe zu sehen.“

„Auf diesem Schiffe sind viele Soldaten. Jeder hat ein Gewehr und viele Kugeln, von denen jede einen Menschen töten kann.“

„Ich weiß es; ich habe davon gehört.“

„Was wird mein Oberhäuptling sagen, wenn ich zurückkomme und den Weißen nicht mitbringe?“

„Er wird dich fragen, warum du ihn nicht gebracht hast?“

„Und was soll ich ihm dann antworten?“ fragte Johnson weiter.

„Antworte ihm so: Ich habe viel gegeben, die Leute sollen ihn freigeben, allein sie haben es nicht getan.“

„Weißt du auch, was mein Oberhäuptling dann tun wird?“

„Nein, Herr, das weiß ich nicht. Vielleicht bestraft er dich, vielleicht auch nicht.“

„Nein, Häuptling, du irrst. Er wird alle Soldaten zusammenrufen und ihnen sagen: Nehmt eure Gewehre und

eure Kugeln und gehet hin, die schwarzen Leute zu bestrafen, weil sie nicht gehorcht haben und den Weißen nicht freigaben. Was sagst du jetzt?"

"Das mag er tun, wenn er will. Es wäre unnütz. Schau aufs Meer. Euer Schiff liegt weit von hier. Wir können jedes Boot sehen, das an Land kommen will. Wenn eure Soldaten kommen, laufen wir in den Wald. Dahin könnt ihr uns nicht folgen. Ihr könnt unsere Häuser verbrennen, unsere Farmen zerstören. Den Weißen würdet ihr doch nicht befreien. Ehe wir in den Wald liefen, würden wir ihn töten."

"Häuptling, ist das dein letztes Wort?"

"Es ist mein letztes."

"Dann kann ich nicht länger hier bleiben."

"Du, wie du willst. Du bist mein Gast."

Ohne Antwort wandte sich der Offizier und ging. Der Maat ebenso. Dende folgte ihnen.

"Ich will euch zum Boot begleiten", sprach er, "damit ihr sehet, daß ich euer Freund bin. Ihr dürft mir nicht böse sein, weil ich den Weißen nicht freigebe. Ich darf es nicht."

Die Trommeln rasselten, der Tanz begann von neuem. Am Galgen aber sank die Gestalt Millners schauernd und gekniet in sich zusammen. Auch der letzte Hoffnungsschimmer verglomm.

Die Senegalesen hatten ihrem verstorbenen Landsmann das Grab bereitet. In dem Sandboden dauerte die Arbeit nicht lange. Sie saßen neben dem frischen Grabhügel und hielten Totenklage nach der Sitte ihrer Heimat. Die Rückkehr der Europäer machte ihr ein Ende. Die beiden Neger baten, sie mitzunehmen, da sie nach Hause zurückkehren wollten. Johnson glaubte es nicht abschlagen zu dürfen. Sie waren ja auch stark genug, sich das tägliche Brot an Bord zu verdienen.

Johnson und der Maat stiegen ins Boot. Die Matrosen schoben es vom Strande. Dende schürzte sein Hüftentuch auf und half dabei. Dann reichte er Johnson die Hand hin.

"Herr, verzeih mir, daß ich deine Bitte nicht erfüllen konnte."

Johnson ergriff die dargebotene Rechte und nickte. Sprechen konnte er nicht. Er fühlte einen Druck in der Kehle. Seine Augen waren feucht. Er war unterlegen

und empfand es als eine Verdemütigung. Er hätte dem Häuptling zürnen mögen und mußte ihn doch achten. Er bemitleidete Millner und verachtete ihn zugleich. Diese Gegensätzlichkeit seiner Gefühle marterte ihn. Ein bitterer Geschmack lag auf seiner Zunge. Das Leben ekelte ihn an.

An Bord erregte die Fruchtlosigkeit des Unternehmens und der Bericht über das Schicksal Millners berechtigtes Aufsehen. Raffles war ratlos. Wenn er ihn im Stiche ließ, gab es nachher die schönsten Vorwürfe. Totschweigen ließ sich die Sache nicht. Es gab zu viel Schwärzer an Bord. Zuletzt entschloß er sich, am nächsten Morgen einen neuen Versuch zur Rettung Millners zu unternehmen. Er wollte dem Häuptling Lösegeld anbieten, wollte ihm klar machen, daß ein Widerstand gegen die Europäer zu schlimmen Folgen führen müsse. "Es hilft zwar doch nichts", meinte er, "aber versuchen will ich alles, solange der Mann am Leben ist. . . . Schon des Geredes wegen."

Utonga bog bald, nachdem er die brennende Faktorei verlassen hatte, von dem Wege ab, der ins Dorf des Häuptlings führte, und ging den Strand entlang. Er wollte die Menge nicht vermehren, die um gequälte, zum Tode verurteilte Menschen tanzte. In der Stille seines Hauses sollte der Plan reifen, der ihm gekommen war, als er das fremde Schiff gesehen.

Da er an der Flußmündung kein Kanu fand, sprang er kurz entschlossen ins Wasser und schwamm hinüber. Die glühende Sonne, die den Zenit bereits überschritten hatte, konnte seine Kleider trocknen, bis er zu Hause war.

Dort angelangt, war er froh, seinen Vater nicht in der Hütte zu finden. Er schob die beiden Flaschen tief unter die niedere Bettstelle. Der Vater sollte sie nicht sehen, denn sie waren nicht für ihn bestimmt. In der Küche hörte er reden. Er vermutete seinen Vater dort. Der Alte war gewohnt, neben dem schwelenden Feuer zu liegen, wenn er keine Beschäftigung hatte. Aber er war nicht allein.

(Fortsetzung folgt)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Uebereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Vater D. Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

59 Kardinälen, von denen nur 29 Italiener sind. Unter den ausländischen Kardinälen sind 5 Franzosen, 4 Amerikaner, 4 Deutsche, 3 Spanier, 2 Polen, 1 Belgier, 1 Engländer, 2 Österreicher, 1 Holländer usw.

Ein malaischer Fürst, der zu Gast war bei einem vornehmen Europäer, urteilte diesem gegenüber nach einer Kinovorstellung folgendermaßen: „Welche Unmasse von Mördern, Dieben, Verrätern, Banditen, Fälschern, Entarteten, Entführern von Frauen, untreuen Gattinnen und schamlosen Mädchen sieht man in eurem traurigen Abendland! Alles was da in euren Kinos und Theatern vorgeführt wird, entspricht doch offenbar der täglichen Wirklichkeit! Und da haben wir bei uns so lange Zeit noch an die Überlegenheit eurer Zivilisation geglaubt!“

Der Europäer war sehr betreten und suchte seinem Gast beizubringen, diese Filme und Theaterstücke seien doch durchaus nicht bezeichnend für die Wirklichkeit . . .

Hierauf hob der Radschah seine Stimme und rief in fast strafendem Ton: „Umso schlimmer! Wenn diese Bilder den Tatsachen nicht entsprechen, warum bestraft ihr dann nicht jene, die auf solche Weise eure Kultur und eure Rasse bloßstellen? Manche Regierungen kümmern sich, scheint mir, nicht um den guten Ruf des Abendlandes; sie sind wohl blind oder ohnmächtig, um zu erlauben, daß man auf solche Weise eure Barbarei ans Licht zerrt!“

Das sind wahrhaftig Worte eines Inders, die uns eingebildeten Europäern zu denken geben sollten.

Die Eskimos — ein neues Opfer der Zivilisation. Eine amerikanische Arzteexpedition, welche die letzten Jahre in den Gebieten der amerikanischen Eskimos zubrachte, hat nach einem Aufsatz der Wiener „Reichspost“ in ihren Berichten festgestellt, daß die Eskimos ein

sterbendes Volk sind. Die von den europäischen Fellhändlern, Walfischjägern, Spekulanten, Beamten, Soldaten usw. nach dem hohen Norden getragene amerikanisch-europäische Zivilisation hat die Lebensbedingungen der Eskimos derart verschlechtert, daß bereits ein starker Rückgang der Geburten eingetreten ist. Außerdem haben die Europäer eine ganze Reihe typischer europäischer Seuchen in den hohen Norden mitgebracht, denen die Eskimos, da sie in ihrem Körper nicht, wie die Europäer durch lange Gewöhnung die entsprechenden Schutzstoffe ausgebildet haben, wehrlos erliegen.

Krankheiten, die in Europa jedes Kind mit Leichtigkeit übersteht, werden unter den Eskimos zu verheerenden Seuchen: Keuchhusten, Masern, Grippe, alle möglichen durch Bakterien erzeugten Ertütlungskrankheiten usw. Am gefährlichsten ist für den Bestand des Volkes die früher unter den Eskimos unbekannte Lungenschwindsucht geworden. Befördert wird das Umsichgreifen dieser Krankheiten durch die Annahme europäischer Lebensgewohnheiten, welche zu einer Verweichlichung des nordischen Jägervolkes führen. Die Eskimos tauschen gegen alle ihre Felle Lebensmittel ein, die wegen ihres zu geringen Fettgehaltes nicht genügen, um den Körper bei ständiger Kälte widerstandsfähig zu erhalten, verweichlichende Unterkleidung wird gebraucht usw.

Die europäischen Fellhändler haben die Eskimos überdies zur Massenabschlachtung der freilebenden Tiere abgerichtet, sodaß die Fellausbeute im hohen Norden immer geringer wird und jene Eskimos, die nicht unmittelbar für weiße Unternehmer arbeiten, bereits mit ausgesprochenem Nahrungsnot zu kämpfen haben. Die kanadische Regierung hofft, durch eine Reihe sanitärer Maßregeln und vor allem durch die Einfuhr von Renttieren in die Gebiete der Eskimos die steigende Not beheben zu können.

Gebetserhörungen

Mathingen: Tausendfacher Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph und dem sel. Bruder Konrad für Hilfe bei einer schweren Operation. Veröffentlichung war versprochen. Anbei ein Missionsalmosen.

Forst: Von schwerer Krankheit bin ich durch die Fürbitte der lb. Mutter Gottes, des hl. Joseph des sel. Br. Konrad und der hl. Theresia genesen. Almosen und Veröffentlichung als Dank versprochen.

Wartha: D. M. Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, hl. Antonius und hl. Judas Thaddäus für erlangte Gesundheit. Almosen als Dank anbei.

Rehstadt: Innigsten Dank gegen Gott für die erlangte Hilfe.

L. E. R.: Anbei . . . Mark als Dank dem hl. Herzen Jesu für die Befreiung ihres Bruders.

L. V.: Herzlichsten Dank dem hl. Antonius für erlangte Hilfe. Anbei ein Almosen als Dank.

Allen: Innigsten Dank dem hl. Judas Thaddäus und den armen Seelen in einem schweren Anliegen. Veröffentlichung gelobt.

Hagen: Sendet . . . M. zu Ehren des hl. Antonius für Erhöhung in einem Anliegen.

Liedberg: Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und hl. Antonius für Erhöhung. Veröffentlichung war versprochen.

Alttrümming: Hiermit sende ich Ihnen den Betrag von . . . M. für ein Heidenkind als besonderen Dank der lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Joseph, der hl. Theresia, den hl. 14 Nothelfern und den armen Seelen für erlangte Hilfe in schweren Anliegen.

Waldmichelbach: . . . M. zu Ehren der lb. lb. Mutter Gottes, des hl. Joseph und hl. Antonius mit vielem Dank erhalten.

Delbrück: Anbei . . . M. zur Taufe eines Heidenkinds als Dank zu Ehren des hl. Joseph und hl. Antonius für Hilfe in schwerer Krankheit.

Wardingholt: Ein Heidenkind als Dank für Erlösung nach langem schweren Leiden.

Wurfelen-Wachen: Sendet Ihnen . . . M. für ein Heidenkind als besonderen Dank. Veröffentlichung war versprochen.

Penzlin: Herzlichen Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, der hl. Theresia und dem hl. Judas Thaddäus für

Hilfe in einem Anliegen mit der Bitte um weiteres Gebet.

Reichenbach: Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und den armen Seelen für Hilfe in Anliegen.

Straßburg: Der lb. Mutter Gottes, dem hl. Jud. Thaddäus und der hl. Theresia v. R. I. Dank für Hilfe und Verhütung einer Operation.

Grzesbach: Dem hl. Herzen Jesu und dem hl. Judas Thaddäus innigen Dank für rasche und sichere Hilfe in schwerer Not.

Mannheim: Besonderen Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius und hl. Gerard Majella für glückliche Entbindung.

Schmelz: . . . M. für eine hl. Messe zu Ehren der hl. Theresia und den armen Seelen für erlangte Hilfe im Stall.

Dahlen: Dank dem lb. Gott für schnelle Heilung eines Fehlebens und für Hilfe im Stall.

Augsburg: Dank dem hl. Blasius für erlangte Hilfe im Halsleiden.

W. S. Sch. Innigen Dank der lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Antonius und der hl. Theresia v. R. I. für erlangte Hilfe in einer Operation.

Freiburg: L. M. . . . M. für ein Heidenkind dankend erhalten.

Gebetsempfehlungen

Ergoldsbach: Bitte ums Gebet zum sel. Bruder Konrad um eine Stellung für meinen Sohn und in schweren Anliegen.

Bitte um das Gebet zum hl. Herzen Jesu zur lb. Mutter Gottes und zum hl. Antonius für meine schwerkranke Tochter um Erlangung der Gesundheit und Trost und Ergebung in der Krankheit.

Höhenzollern: Eine Leserin bittet ums Gebet zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Antonius, zur hl. Theresia v. R. I. und zu den armen Seelen um Hilfe in einer Prozeßangelegenheit und verschiedenen Anliegen.

Ungenannt: P. G. Bitte um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter und zum sel. Bruder Konrad um rasche Hilfe in verschiedenen Anliegen.

M.: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet in Geldangelegenheit und anderen Sorgen. Bei Erhöhung ist Missionsalmosen versprochen.

M. L.: Bitte um eine Novene zum hl. Jud. Thaddäus.

Gleiwitz: Eine Verg.-Leserin bittet ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, zu den hl. 14 Nothelfern, zur hl. Theresia v. R. I. und zu den armen Seelen in verschiedenen schweren Anliegen.

S. A.: Bitte um eine neuntägige Andacht zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zu den armen Seelen um Gesundung in einem fast hoffnungslosen körperlichen Leiden und Hilfe in schweren Anliegen.

Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet zur Unbefleckten Empfängnis von Lourdes, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe und zum hl. Joseph um Gesundheit und in einem Anliegen.

Merzen: Bitte um das Gebet zur hl. Familie um Gesundheit, Glück und Segen im Geschäft.

Cheglau: S. M. bittet um das Gebet zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Antonius, zur hl. Theresia v. R. I. und zu den armen Seelen um eine gute Stellung. Bei Erhöhung Almosen.

Cheglau: E. N. bittet um das Gebet zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius, zur hl. Theresia v. R. I. und zu den armen

Seelen um baldige und glückliche Heirat. Bei Erhöhung Almosen.

Ungenannt: Bitte um das Gebet zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius und zur hl. Theresia für meinen schwer kranken Bruder und um eine glückliche Heirat und andere Anliegen. Ein Heidenkind und Almosen versprochen.

Bitte um das Gebet für einen Studenten zur hl. Theresia um Lösung der Berufszweifel.

L. Th. R.: Almosen anbei mit der Bitte um das Gebet zu Ehren des hl. Antonius um mehr Arbeit u. Besserung der wirtschaftl. Verhältnisse.

Breslau: Bitte um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe und zum hl. Antonius um Erfüllung einer Bitte.

Bitte ums Gebet zum hl. Herzen Jesu und zur hl. Theresia v. R. I. um Hilfe in der Standswahl. Almosen ist versprochen.

Walzen: Eine Verg.-Leserin bittet ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus, zu den hl. 14 Nothelfern, zur hl. Theresia und zu den armen Seelen um Hilfe in verschiedenen Anliegen in der Familie.

Ungenannt: Bitte um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes und zum hl. Judas Thaddäus um Erlangung der Gesundheit.

S.: Eine Verg.-Leserin bittet ums Gebet zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, zur hl. Theresia und zu den armen Seelen um glückliche Geburt.

Gr. Böllnig: Bitte um das Gebet zur hl. Familie in schweren Anliegen und um gute Dienstboten.

Ungenannt: Eine Leserin bittet um eine neuntägige Andacht zur lb. Mutter Gottes und zum hl. Judas Thaddäus um Genesung eines Sohnes aus schwerer Krankheit.

Rottenburg: Ein Verg.-Leser bittet um das Gebet zu Ehren des hl. Herzen Jesu, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, hl. Almosen und zur hl. Theresia um guten Ausgang einer Prüfung, um Glück und Segen in der Familie und um eine baldige glückliche Heirat.

Pösch: Eine Leserin bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes v. Himmerod, zum hl. Antonius, sel. Br. Konrad und zur hl. Theresia in schweren Anliegen.

Karlsruhe: Ein treuer Freund der Missionen und des Vergiftungsmittels bittet um das Gebet für glücklichen Ausgang zweier Prozesse, die er gegen ein gottloses, katholikenfeindliches Ehepaar anstrengen mußte.

Ungenannt: Eine schwergeprüfte Leserin bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe und zum hl. Antonius um Wiedererlangung der Gesundheit und in verschiedenen schweren Anliegen.

Slupsko: Ungenannt: Bitte um das Gebet zur lb. Mutter Gottes von Lourdes, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zur hl. Theresia v. K. I. um Befreiung langjähriger Kopf- und Magenleiden. Bei Erhöhung Almosen versprochen.

Günzburg: Eine Berg.-Leserin bittet ums Gebet zur lb. Gottesmutter, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zu den armen Seelen um dauernde Existenz ihres Mannes und um Hilfe in schweren Sorgen und Geldnot.

N. N.: Bitte um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph und zu den hl. 14 Nothelfern um die Gesundheit unserer schwer erkrankten Familie.

Koblenz: Eine Schwerkranken bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu und Maria und zum hl. Joseph um eine glückliche Sterbestunde oder Genesung nach Gottes hl. Willen.

Latum-Lauf: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet in besonderen Anliegen.

Pullheim: Eine Mutter bittet ums Gebet für ihr Kind.

N. N.: Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet für ihren Sohn, der schon längere Zeit krank ist.

N. N.: Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Maria, zum hl. Joseph und zum hl. Antonius in Geldangelegenheit. Bei Erhöhung Almosen versprochen.

Tann: Eine Mutter bittet innig um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Got-

tes, zum hl. Joseph und hl. Judas Thaddäus um Befreiung eines Sohnes und gute Stellung für die Tochter.

Hausach: Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet zum göttl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter, zum hl. Joseph, hl. Antonius und den armen Seelen in großen Sorgen.

Th. St.: Eine schwerbedrängte Witwe bittet um das Gebet zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zur hl. Theresia v. K. I. in dringender Geldangelegenheit.

W. B.: Bitte um das Gebet zur hl. Familie, zum hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und zur hl. Theresia in besonderen Anliegen.

N. B.: Bitte um das Gebet zu Ehren der hl. Familie, zum hl. Antonius, zum hl. Cajetan und zu den armen Seelen um glücklichen Ausgang eines Prozesses.

Köblas: Anbei ein Almosen mit der Bitte um das Gebet in einem schweren Anliegen.

Oberprausnitz: Eine Leserin bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur schmerz. Mutter Gottes, zum hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und zur hl. Theresia v. K. I. um Erhöhung in einem besonderen Anliegen.

Würzburg: Eine Mutter bittet um das Gebet für ihren Sohn um gute Berufswahl.

Alten: Eine Mutter bittet um das Gebet zur hl. Theresia v. K. I. um Genesung ihrer kranken Tochter. — Eine Frau um Sinnesänderung ihres Mannes und verschiedene Anliegen.

W. N. N.: Bitte um eine neuntägige Andacht zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Antonius und zur hl. Theresia v. K. I. um Hilfe in einem Halsleiden.

Chrenhausen: Missionsalmosen als Bitte zu Ehren d. hl. Familie um Gesundheit eines schwer kranken Kindes.

Nied: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet in schweren Anliegen.

Bitte um das Gebet zur lb. Mutter Gottes und zum hl. Joseph um gute Stellungen für meine zwei Schwestern.

Es starben im Herrn

Missionshaus St. Paul: Ehrw. Br. Hippolyt Zimmermann.

Calacr: Fr. Ubele Höflens, eine eifrige Förderin und Mitarbeiterin in unserer Mission.

Widderhoben: Frau Vanjen, eine große Wohltäterin unserer Mission.

Mikulischuh: Viktoria Michas. Neutrich-Höhe: Elisabeth Hohmann. Breslau: Georg Hirschberg. Dittersbach: Anna Uhrner. Frauenwaldau: Anselm Hiller. Grafenort: Theresia Spittler. Elberfeld: Fr. Blasewetter. Schlich: Peter Jakob. Schweiler: Theresie Vanjen. Nalbach: Katharina Dräger, Nikolaus Schorn. Duderstadt: Wilhelm Londermann, Christine Londermann. Wenholtshausen: Frau Ferdinand Didam. Minnekendorf: Elisabeth Lemmens. Außen: Peter Joseph Quinten. Krefeld-Fischeln: Wilhelm Wirz. Morbach: Alara Schmittgen. Beuel: Frau Joh. Richard. Solingen: Wilhelm Ernst. Duisburg-Hochfeld: H. Küppers. Erberich: Frau Dohmen. Köln-Poll: Gertrud Bengt. Essen: Maria Ernestie. Nalbach: Maria Klein. Dießeln: Katharina Bach.

Rheydt: Stephan Holzen. Salz: Maria Weber. Halbeswig: Wilhelm Vetter. Fretter: Fr. Elise Rünanjer. Köln-Gülz: Wilhelm Mohren. Bochum: Maria Strippchen. Willebadessen: Wilhelm Ernst. Mülheim-Saarn: Peter Klüsch. Birsfeldorf: Frau Löwenicht. Saarbrücken: Stephan Dik. Schweiler: Mathias Reinards. Würzelen: Frau Wehrauch. Kadenberg: Elise Kegel. Alchen: Maria Tillmann. Meudt: Maria Wolf. Würzburg: Fr. Dora Büchold. Aub: Anna Hirth. Heugrumbach: Mathilde Rnauth. Merfeldsborn: Anton Lehel. Ingenried: Theresia Euriß. Veronika Fwid. Kaver Kieger. Engelbert Köhler. Benedikt Selter. Bund: Leopold Bronninger. Entenbach: Georg Alomann. Trebsau: Jakob Hagnes. Oberleichtenbach: Adelheid Kling. Waldsachsen: Josef Ernstberger. Romorn: Josefina Sperer. Mugsburg: Frau Abold. Dahn: Friedrich Müller. Abelsdorf: Johann Kauper. Radolfzell: August Maier. Tiengen: Johann Kehl, Franz Göh. Scheffau: Walburga Kallenbacher. Oberstotzingen: Maria Anna Mad. Regensburg: Joseph Höniger. Dornberg: Hermann Verberich. Schipbach: Otto und Hildegard Hofmann.

O Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Laß sie ruhen im Frieden! Amen.

SILVANA-HEILQUELLE



Staatlich anerkannter kochsalzfreier, eisen- und kohlensäurehaltiger Kieselbrunnen
der Mariannhiller Mission, G. m. b. H. Würzburg
 Brunnenverwaltung Groschlattengrün im Fichtelgebirge

Harras o. Kiste mit je 30 ganzen Flaschen zu RM. 21.—
 Harras o. Kiste mit je 20 ganzen Flaschen zu RM. 14.—
 Harras o. Kiste mit je 30 halben Flaschen zu RM. 10 50
 Harras o. Kiste mit je 60 halben Flaschen zu RM. 21.—

An Flaschenpfand wird erhoben:

für die ganze Flasche 20 Pfennig
 für die halbe Flasche 10 Pfennig
 für Harras RM. 2.—, für Kiste RM. 5.—

Bestellungen an:
Silvana-Niederlage, Reimlingen (Bayern)

Siehe Artikel in diesem Heft Seite 104

Tagzeiten der unbefleckten Empfängnis

16 Seiten. Preis 20 Pfennig

Für die Jugend wird dieses Büchlein besonders empfohlen, die im Kampfe um die heilige Keiueit allzeit Hilfe findet bei der unbefleckten Empfangenen.

Tagzeiten des hl. Aloysius

24 Seiten. Preis 20 Pfennig

Das Büchlein enthält die Tagzeiten und Litanei zu Ehren des hl. Aloysius, sowie Gebete für die Aloysianischen Sonntage. Die moderne Aufmachung findet allgemeine Befriedigung.

Der selige Don Joh. Bosco

Von D. W. Mut

80 Seiten; reich illustriert 1,50 Mk.

Eine Lücke in der Don Bosco-Literatur füllt das vorliegende Werkchen aus, denn es zeigt den Seligen in seinem ureigensten Element, nämlich als Erzieher der Jugend.

Aus Tschakas blutigen Tagen

Eine Erzählung aus der Zeit der ZuluKämpfe vor hundert Jahren von H. K. S.

214 Seiten; illust., Preis Mk. 1,80

Ein Buch für die reifere Jugend!

In diesem Buche enthüllt sich unseren Augen ein Kulturbild aus dem südafrikanischen Leben zur Zeit des grausamsten aller Zulukönige, Tschakas, des „großen Elefanten“, wie es anschaulicher kaum geschildert werden kann. Ein Trauerspiel voll düsterer Größe und furchtbarer Tragik entrollt sich vor uns. Die Entwicklung, der Aufstieg und das grausige Ende dieses dämonischen Tyrannen zeigt uns das entsetzliche Schicksal jener eingeborenen Völker, die in den Greueln des finsternen Heidentums verstrickt sind. Nur dem Christentum ist es zu verdanken, daß die Reste eines unglücklichen Volkes einer lichteren Zukunft entgegensehen. Manche grauenvolle Tat spielt sich vor dem Geistesauge des Lesers ab.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen, Bayern